Ulrich von Singenberg

der Truchseß von Sankt Gallen.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät der Universität Rostock

eingereicht

von

WILHELM STAHL

aus **Münster i. W.**

ROSTOCK.

Universitäts-Buchdruckerei von Adlers Erben, G. m. b. H.

1907.

Referent: Professor Dr. Golther.

Meinem Vater

In der Arbeit verwendete Sigel.

Mom. Germ. SS = monumenta Germaniae historica, scriptores.
Böhmer-Ficker Reg. = Böhmer-Ficker Regesten.
Wartm. = Wartmann Urkundenbuch v. S. Gallen.
Conr. (Conr. d. Fab.) = Conrad de Fabaria, S. Gallische Geschichtsquellen, her. v. Meyer von Knonau Bd. IV u. V. V enthält Kuchimeister.
Wink. (Winkelmann) = Winkelmann, Kaiser Friedrich II.

Germ. = Germania.
Anz. f. d. A. } = Anzeiger, Zeitschrift für deutsches Altertum.
Z. f. d. A. }
Z. f. d. Ph. = Zeitschrift für deutsche Philologie.
PBB = Paul-Braune Beiträge.

MSH = von der Hagen, Minnesinger.
MF = Minnesangs Frühling.
BLd = Bartsch-Golther, Liederdichter.
BSM = Bartsch, Schweizer Minnesänger.

W (LW) = Walther von der Vogelweide, her. v. Lachmann.
WR = Walther, her. v. Wackernagel-Rieger.
WW = Walther, her. v. Wilmanns (2. Ausg.).
WT = Walther, Textausgabe v. Wilmanns.

WLW = Wilmanns, Leben und Dichten Walthers v. d. V.
BR = Burdach, Reimar der Alte und Walther v. d. V.
BW = Burdach, Walther von der Vogelweide.
Schönbach = Schönbach, Anfänge des deutschen Minnesangs.
QF = Quellen und Forschungen.
ADB = Allgemeine deutsche Biographie.

Über die sonst verwendeten Arbeiten gibt die Arbeit Aufschluß.

Gang der Arbeit.

Im Anschluß an die urkundlichen Notizen sind das Leben und die Verhältnisse des Dichters klargelegt worden, woran sich der Versuch reiht, die etwaigen litterarischen Beziehungen der Abtei Sankt Gallen und damit des Dichters aufzudecken. Nach Untersuchung der handschriftlichen Überlieferung wurde versucht, die historischen Beziehungen der politischen Sprüche darzulegen. Es folgt sodann die Feststellung, wie weit Singenberg von Walther und anderen Dichtern beeinflußt worden ist, worauf die Arbeit mit einer kurzen Skizzierung des Singenbergischen Stiles schließt.

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41553618_0009

Der Minnesänger Ulrich von Singenberg, der Truchseß von Sankt Gallen.

Der Minnesänger Ulrich von Singenberg gehört einem Ministerialengeschlechte des Thurgaues an. Er war Truchseß des Klosters Sankt Gallen. So bezeichnen ihn die drei Liederhandschriften A. B. C., die uns seine Gedichte überliefert haben, und in Übereinstimmung damit die Urkunden, in denen sein Name erscheint (Wartmann, Urkundenbuch von S. Gallen III. No. 849. 853. 860. 863. 865. IV. Anhang No. 31. 46. MSH 4, 231 = Arx, Geschichte von S. Gallen I, 320. BSM Einl. 29 u. Anm. 4. Germ. 35, 311. Wartm. Urkdbuch. III pag. 815). Mit vollem Namen nennen ihn das von Grimme mitgeteilte Familienverzeichnis Germ. 35, 311 und die Urkunde Wartm. IV. Anhang 31. Zu der Zeit, da uns der Dichter entgegentritt, scheint das Truchsessenamt bereits in der Familie erblich gewesen zu sein, wenigstens hatte es schon der Vater inne, und auch die Nachkommen des Minnesängers erscheinen in gleicher Eigenschaft (Anz. f. schweiz. Geschichte 1880, 288 f. Wartm. III. 838. 848. 886. 890. IV. Anhang 46.

Kuchimeister S. Gallische Geschichtsquellen V, 88. BSM Einl. 29 f.) [1]).

Die Familie der Singenberger war, soweit aus den Urkunden zu entnehmen ist, wohlbegütert. Der Stammsitz war die Burg Singenberg, einige Stunden nordwestlich von S. Gallen, an der Sitter kurz vor ihrer Vereinigung mit der Thur bei Bischofszell, etwas oberhalb des Fleckens Sitterdorf. Hier, an der Grenze der Kantone S. Gallen und Thurgau, rechts und links der Sitter, lagen ihre meisten Besitztümer; doch auch sogar jenseits des Bodensees hatten sie Besitz: dort treffen wir sie in einem Besitzverzeichnis des Klosters Salem (Zeitschrift f. Geschichte d. Oberrheins I, 337. XXI, 75. BSM Einl. 29 Anm. 1). Diese Wohlhabenheit der Familie zeigte sich auch in den mancherlei Stiftungen, die sie dem Kloster S. Gallen zu Gute kommen ließen (Wartm. III. 848. 849. 860. 865. IV. Anh. 31. 46). Eine Bestätigung gibt uns Ulrichs Dichtung in der Parodie zu Walther 28,1 (BSM II. Nr. 20), in der er sich seines behaglichen Besitzes gegenüber Walthers Armut rühmt. Die Urkunden, in denen unser Dichter genannt wird, führen uns in die Jahre 1209—28. 1209 erscheint er, zugleich mit seinem Vater, im Gefolge des S. Gallischen Abtes

[1]) Daneben erscheinen aber auch andere als Truchsessen von S. Gallen. Wartm. III. 858 zu 1225: C(uonradi) de Glateburc, dapiferi sancti Galli. IV. Anh. 45 zu 1243: C(uonradus dapifer s. Galli et filius eius H(einricus) de Ramswach. Es finden sich gleichzeitig mehrere Inhaber für ein und dasselbe Amt. Waitz deutsche Verfassungsgeschichte VI, 325. (2. Aufl.).

Ulrich VI., in einer Urkunde, die Bischof Konrad von Konstanz ausstellt zwecks eines Vergleiches zwischen dem Grafen Rudolf von Montfort und dem Abte Konrad von S. Johann im oberen Thurtale (Wartm. III. 838). Im Jahre 1219 bestätigt und erweitert Ulrich von Singenberg in Gegenwart des Abtes Ulrich VI. die vor 1219 fallende Stiftung seines Vaters an das Kloster (Wartm. III. 848. 849). 1222 erscheint er in einer Urkunde des Abtes Rudolf, 1227 in einer solchen des Abtes Konrad (Wartm. III. 853. 860). 1228 stiftet er mit Willen und auf Rat desselben Abtes, zusammen mit dem Bürger Ulrich Blarer, das Hospital des Heiligen Geistes zu S. Gallen (Wartm. III. 865. 2. September). Wohl unmittelbar dazu gehört eine von ihm und Ulrich Blarer erlassene Ordnung betreffs dieses Hospitals, zugleich mit der Bitte an Abt Konrad, für die Innehaltung dieser Ordnung seitens der Pfleger des Hospitals Sorge zu tragen (Wartm. IV. Anh. 31). Im Februar desselben Jahres ist er Zeuge einer Urkunde König Heinrichs zu Ulm bezüglich der Übernahme der Vogtei über das Kloster S. Johann, in dessen Urkunden Ulrich von Singenberg als Zeuge noch einmal im gleichen Jahre erscheint (Wartm. III. 863 und MSH 4, 231). Über das Jahr 1228 hinaus führt kein einziger urkundlicher Beleg für das Leben des Dichters, denn die Urkunde von 1243 (nach dem 20. September), in der Ulrich noch einmal erwähnt wird (Wartm. IV. Anh. 46), ist auf die Veranlassung seines Sohnes Rudolf vom Abte Walther von Trauchburg erlassen; sie enthält die Bestätigung einer früheren

Schenkung Ulrichs von Singenberg und seines Sohnes an das Kloster, eine Zuwendung an das von Ulrich von Singenberg und Ulrich Blarer gegründete Hospital (siehe oben). Wann diese Schenkung stattgefunden hat, ob noch im Jahre 1228 oder später, läßt sich nicht ermitteln, jedenfalls muß sie nach dem 2. September 1228 fallen (Wartm. III. 865).

Dieses Jahr hat der Dichter sicherlich noch überlebt, denn er starb an einem 16. Februar, ob schon 1229 oder erst in einem folgenden Jahre, ist nicht festzustellen (zum Datum des Todes B S M Einl. 29 Anm. 4. Germ. 35, 311). Da indes auch die historischen Beziehungen seiner Dichtung nicht über 1228 hinausweisen, ist wohl die Annahme nicht unbegründet, daß er das genannte Jahr nicht allzulange überlebt habe. Demnach fällt die Lebenszeit Ulrichs von Singenberg unter die Regierung der drei Äbte: Ulrich VI. von Sax 1204—20, Rudolf von Güttingen 1220—26 und Konrad von Bußnang 1226–39.

Die Geschichtsschreiber der Abtei S. Gallen, Konrad de Fabaria und Kuchimeister (S. Gallische Geschichtsquellen IV u. V), schildern in eindringlicher, wenn auch zum Teil parteiischer Auffassung das mehr oder minder glanzvolle Auftreten und Verhalten der drei Fürsten, die ihren Charakteranlagen nach so verschieden von einander waren.

Ulrich VI., aus dem freiherrlichen Geschlechte von Sax im Kanton S. Gallen, nicht weit vom Rhein, kam sehr jung zur Regierung. Seine Vorbildung hatte er zunächst seinem Oheim, dem Dekan Heinrich von Sax

(gestorben zwischen 1211—19 S. Gall. Geschquell. IV, 139) zu verdanken. Dieser um S. Gallen so verdiente Mann hatte seinen Neffen in Grammatik und Dialektik unterrichten lassen und ihn dann zur weiteren Ausbildung nach Paris und Bologna geschickt, damit er sich dort noch besonders mit dem Rechte vertraut mache. Ausgerüstet mit solchen Kenntnissen, von ansehnlichem Äußeren, schien der junge Portarius nach dem Tode Heinrichs von Klingen der würdigste Kandidat für das Amt des Abtes zu sein. Seine hohe geistige Bildung zeigte sich denn auch gleich bei der Vorstellung vor dem König Philipp zu Basel durch geistreiche Beantwortung einer vorgelegten, verfänglichen Frage, so daß er die Lobsprüche aller Anwesenden erntete (Conrad de Fabaria, S. Gall. Geschquell. IV cap. 6). Diese Bildung kennzeichnete ihn aber auch im Verkehr mit seinen Klosterbrüdern, denen er sich milde und nachsichtig erwies. Beherrschung in den Gebieten der Philosophie, des weltlichen und geistlichen Rechtes zeichnete ihn gleichermaßen aus, und seine Kenntnisse schienen dem Chronisten so bedeutend und mannigfaltig zu sein, daß er in ihnen den höchsten Fürsten des Reiches gleichkommen mochte (Conr. c. 7). Bei solch gelehrter Bildung und hoher Weisheit erregte es keine Verwunderung, daß man den jungen Abt zu allen Geschäften des Reiches heranzog, deren Erledigung eine feine Hand erforderte, zumal ihm auch noch eine staunenswerte Redegabe eigen war (Conr. c. 15). So hielt man ihn für die geeignetste Mittelsperson zwischen Reich und der römischen Kurie (Conr. c. 15), und tat-

sächlich wußte seine Geschicklichkeit die Zufriedenheit sowohl Friedrichs II. als auch Innocenz' III. zu erringen, ohne daß er doch dabei die Interessen seines Klosters vernachlässigt hätte. In gleicher Eigenschaft treffen wir ihn 1217 wieder zu Rom unter Honorius, wo er kräftig die Ehre des deutschen Königs zu wahren versteht. Eben als er sich zu einer dritten Italienfahrt — diesmal zusammen mit Friedrich II. — anschickte, ergriff ihn das Fieber zu Nürnberg (Bamberg, Conr. c. 17), so daß er nach S. Gallen zurück mußte, wo er am 23. September 1220 der Krankheit erlag. Obwohl er die Interessen seines Klosters zu vertreten wußte, war seine Tätigkeit für dies doch keineswegs immer erfolg- und segensreich, da er die Geschicke der Abtei mit denen seines Hauses verflocht und das Geld der Klosterkassen zu diesem Zwecke mißbrauchte (Conr. c. 8. 10—12. 17).

Das wurde freilich noch schlimmer unter seinem Nachfolger Rudolf, aus dem freiherrlichen Geschlechte von Güttingen im Thurgau. Träge und nachlässig entzog er sich dem Heereszuge Friedrichs II. nach Italien durch Geldzahlung und verwandte überhaupt die Einkünfte des Klosters für seines Bruders und seine eigenen ehrgeizigen Pläne (Conr. c. 18—20). Nach sechsjähriger Regierung starb er am 18. September 1226 zu Rom, wohin er sich zur Erreichung der Bischofswürde von Chur begeben hatte.

Hat der Chronist für diesen Abt nur Worte der Mißbilligung, so erteilt er seinem Nachfolger in übertriebener Weise die höchsten Lobsprüche. Dieser war

Konrad, aus dem freiherrlichen Geschlechte von Bußnang im Thurgau. Seine Wahl fand unter besonders bezeichnenden Umständen statt. Es ist ein merkwürdiges Zeichen dieser Zeit, daß die Ministerialen namentlich der geistlichen Territorien sich einen größeren Einfluß auf den Gang der Geschäfte an ihren Höfen zu verschaffen suchen; besonders bei einer etwaigen Neuwahl traten solche Bestrebungen zu Tage (Winkelmann, Friedrich II. 1, 361 ff. 367. 369 ff.) Zu S. Gallen waren nun zwar Ulrich VI. und ohne Frage auch Rudolf von Güttingen in Eintracht von Brüdern und Ministerialen zugleich gewählt worden (Conr. c. 6. 19. 21.), aber bei beiden schien das Ansehen der Dienstmannengeschlechter bald das der Brüder zu überwiegen (Conr. c. 10. 11. 19). Ihrem Rate und ihrer Zustimmung war es zu verdanken, daß Ulrich VI. die Übernahme der Klostervogtei durch Herzog Berthold von Zähringen ablehnte, daß er sich wegen der Burg Rheinegg in eine langwierige Fehde verwickelte (Conr. c. 11 ff). Sie waren es, die den Entschluß Rudolfs von Güttingen bestärkten, die Belehnung mit dem Bistum Chur bei Kaiser und Papst in Italien nachzusuchen. Die Folgen dieser von den Ministerialen unterstützten persönlichen Politik waren die erheblichen Schulden, die das Kloster bei dem Tode des Abtes Rudolf belasteten. So war es denn nicht zu verwundern, daß der Klerus, dem eine schuldenfreie und geregelte Verwaltung des Klosters und seines Vermögens naturgemäß am meisten am Herzen lag, nach dem Tode Rudolfs eine Wahl zu

treffen suchte, die seinen Wünschen eine gesicherte Aussicht auf Erfolg bot. Indem die Brüder die Kunde vom Ableben Rudolfs geheim hielten und sich auf die Verordnung Innocenz' III. von 1215 (Lateran-Konzil) stützten, schritten sie aus sich unter Umgehung der Dienstmannen zur Wahl Konrads von Bußmang, „damit nicht die starke Hand der Laien ihre Wahl durch Rechtsverletzung zunichte machte" (Conr. c. 21). Die Nachricht von dieser eigenmächtigen Wahl erregte die Ministerialen, die ihr Gewohnheitsrecht, das sie bei früheren Wahlen auszuüben pflegten, nicht so ohne weiteres preisgeben wollten, aufs höchste (Conr. c. 21 pro suo quilibet voto abbatem sicut antea consueverant, contra Innocencii instituta volentes eligere.) Sie wollten die Wahl Konrads rückgängig machen. Indessen hat sich allem Anscheine nach der Sturm bald gelegt, wenigstens berichtet der Chronist, daß sie kurz darauf sich mit der Wahl einverstanden erklärt haben. Jedenfalls war die Persönlichkeit des Abtes darnach angetan, sich ihnen wie den Bürgern S. Gallens gegenüber durchzusetzen (Kuchimeister S. Gall. Geschquell. V. c. 1). Offenbar scheint es nun der neue Abt verstanden zu haben, sich auch außer der Bestätigung seiner Wahl noch weiterhin die Zuneigung der Dienstmannen zu gewinnen, denn gleich nach seiner Rückkehr von der Vorstellung am Hofe Königs Heinrich hören wir, daß sie sich auf seine Vorhaltungen hin bereit erklären, für ihren Teil an der Abtragung der Klosterschulden beizusteuern (Conr. c. 24—25), während es unter seiner weiteren Re-

gierung an Stimmen der Mißbilligung unter den Klerikern scheinbar nicht gefehlt hat (Conr. c. 36. 41). Und auch das Bild, das wir nach den Berichten des Chronisten uns von ihm machen müssen, zeigt ihn ganz als einen Mann, der wohl nach dem Herzen seiner Dienstmannen sein konnte. Konrad war ein kriegerischer, welterfahrener Fürst: wenn er am Hofe erscheint, so führt er meist eine Begleitung mit sich, die den Eindruck hervorruft, er sei mehr ein weltlicher als ein geistlicher Fürst (Conr. c. 37. Vadian Deutsche Schriften ed. Götzinger I, 296), und wer anders sollen diese Begleiter gewesen sein, als die Ministerialen und Vasallen seines Klosters? Auf das Energischste wußte er den Interessen seines Klosters zu dienen; nicht nur die Schulden seiner Vorgänger tilgte er in kurzer Zeit, sondern auch durch mancherlei Erwerbungen an Gütern und Geld bereicherte er die Abtei (Conr. c. 36. 44). Diesem Eifer, dieser Umsicht stellt der Chronist seine große Freigebigkeit zur Seite, wobei der Abt selbst aber immer enthaltsam blieb (Conr. c. 22. Kuchimeister c. 4). Ebenfalls finden seine Klugheit und Einsicht, sein Äußeres, die Gewalt seiner Rede begeisterte Lobsprüche (Conr. c. 21). Zwar steht ihm nicht eine so gelehrte Bildung zur Seite wie Ulrich VI., aber trotzdem übertrifft seine Redegabe nicht selten die geschulter Leute. Seine Klugheit und Festigkeit bewährten sich gleich in der Vogteiangelegenheit von S. Gallen, in der Schuldentilgung (Cor. c. 23—24), in der Toggenburger Affäre, die dem Kloster so reiche Güter eintrug (Conr. c. 26—30. 32.

Wartm. III. 863. 868. 871. 873). Und auch die Vertrauensstellung, die er am Hofe des Königs Heinrich etwa seit 1228 einnimmt, weist auf die Bedeutung dieses Mannes hin. Mit seinen gewiegten Ratschlägen versteht er den schwierigsten Verwicklungen entgegenzutreten und den jungen König von übereilten Schritten zurückzuhalten (Conr. c. 35), mit Würde und Stolz begegnet er den höhnischen Fragen des Baiernherzogs (c. 37), gegen den er bald darauf des Königs wirksamste Hülfe wurde, indem er ihn durch Zuführung von Truppen tatkräftig unterstützte (c. 36—38. Kuchimeister c. 3. Vadian I, 290). Der abtrünnigen Straßburg verpflichtete er sich zu gleicher Zeit als Friedensvermittler (Conr. c. 38). Auch bei Friedrich II. stand er wegen seines klugen Verhaltens in den Angelegenheiten Heinrichs in Ansehen (c. 40. Kuchimeister c. 5. vergl. d. Exkurs Meyers von Knonau in S. Gall. Geschquell. IV). Indem er so die Interessen des Klosters und die seiner äußeren Beziehungen zu Kaiser und Reich gleichzeitig zu wahren vermochte, gelang es diesem geistig hochstehenden wie prachtliebenden Fürsten, die Zuneigung sowohl der Brüder als auch der Ministerialen und Vasallen sich zu erringen und zu erhalten. Man wird es nicht unberechtigt finden, auf ihn mit Meyer von Knonau (ADB XVI, 578) jene Worte zu beziehen, die uns einen Abt von S. Gallen als Tagelieddichter nennen: wem solte daz niht wol gevallen, daz ein abte von Sant Gallen tagliet machte so rehte schône. Und auch das mag für das gute Verhältnis der Ministerialen zum Kloster unter Konrad

sprechen, daß nach seinem Tode Papst Gregor IX. den Dienstmannen, Vasallen und Leuten des Klosters die Bewahrung und den Schutz über Burgen, Dörfer und Güter der Abtei anvertraute (Wartm. IV. Anh. 42. zu 1240). Sicherlich trafen bei diesem Abte die Worte des Chronisten zu: dâ sprechent wir, daz voran noch sider nie werlicher abt was; ez sind wol hailiger gewesen (Kuchimeister c. 6).

Von diesen drei Äbten sind es Ulrich VI. von Sax und Konrad von Bußnang, deren Persönlichkeit besonders stark hervortritt, jener ein feiner, gelehrter Kopf, dieser eine ritterlich-höfische Erscheinung von nicht gewöhnlicher politischer Begabung, beide gleichmäßig dem Kaiser Friedrich II. nahestehend, jener einer der ersten deutschen Fürsten, die sich auf seine Seite schlugen und deren Förderung der junge Staufer sein Emporkommen verdankte, dieser der vorsichtige Berater seines Sohnes Heinrich, jener Vermittler zwischen Kaiser und Papst, dieser Bürge des Sohnes beim Vater, beide bestrebt, ihr Kloster zu fördern, der eine indes unvermögend, die Angelegenheiten seiner Familie von denen der Abtei zu sondern, der andere nur dem Nutzen seines Klosters dienend, ohne jeglichen Familienrücksichten, im kleinen ein getreues Abbild seiner Zeit, die das Interesse des einzelnen Fürsten über die des Reiches stellte (Exkurs Meyers von Knonau), beide wohl geeignet, in ihrer Umgebung wissenschaftliche oder literarische Neigungen zu ermuntern gemäß den größeren Fürsten ihrer Zeit, dem Landgrafen von Thüringen, dem Herzog von Österreich, dem König

Heinrich VII. Wenn wir trotzdem keine historischen Zeugnisse für solche Betätigung am S. Gallischen Hofe finden, so liegt das an der Art historischer Überlieferung dieser Zeit, die über derartige Erscheinungen stillschweigend hinwegging. Was wir erkennen können, muß mühsam aus zerstreuten Bemerkungen mehr indirekter Art zusammengelesen werden, das meiste bieten noch die Dichter und ihre Werke selbst. Der Betrieb wissenschaftlicher Natur, wenn man es so nennen will, zeigt sich noch am ersten in den Aufzeichnungen der Chronisten, und hier bietet uns Konrad de Fabaria, der Zeitgenosse Ulrichs VI. von Sax, Konrads von Bußnang und Ulrichs von Singenberg, wenigstens einiges. Er gibt Andeutungen über die wissenschaftlichen und litterarischen Bestrebungen in S. Gallen aus der älteren Zeit und hält solche Tätigkeit auch noch für die Gegenwart als etwas Ersprießliches, was die Neuen, die einigermaßen den Weg des Dichtens kennen, erwägen mögen. Offenbar zählt auch sich der Autor zu diesen Verehrern und Nachahmern einer älteren Generation. Zu ihnen wird man auch billigerweise jenen Dechant Heinrich von Sax rechnen müssen, der in so umsichtiger Weise die Erziehung seines Neffen, des späteren Abtes Ulrich, leitete (Conr. c. 6), und jene Lehrer, die sich die Unterweisung Ulrichs in Grammatik und Dialektik angelegen sein ließen. Auch den jungen Abt selbst dürfen wir in diese gelehrte und gebildete Gesellschaft einreihen (Conr. c. 6). Sicherlich war er, dem es während seines Studiums zu Bologna und Paris nicht an mancherlei litterarischen Anregungen

gefehlt haben wird, ein Förderer solcher gelehrten und litterarischen Bestrebungen, unter denen er groß geworden war und denen er sein Bestes verdankte. Für seinen Nachfolger schweigen die Zeugnisse nach dieser Richtung hin gänzlich. Und auch bei Konrad von Bußnang können wir uns nur auf indirekte Zeugnisse stützen. Gleich im Anfang seiner Regierung treffen wir ihn am Hofe des Königs Heinrich, in dessen Umgebung einige Herren der Dichtkunst oblagen. Hier stoßen wir Mitte der zwanziger Jahre auf den Markgrafen von Hohenburg, einmal auch auf Otto von Botenlauben; in den Königlichen Urkunden der zwanziger und dreißiger Jahre begegnen wir öfters dem Grafen Friedrich von Leiningen. Der Mittelpunkt dieser litterarischen Neigungen aber war der Schenk Konrad von Winterstetten, und in den dreißiger Jahren treffen wir am Hofe und in der Umgebung des Königs Gottfried von Neifen und die Ministerialen Burkart von Hohenfels und Ulrich von Winterstetten. Konrad von Winterstetten, dem Gönner der Dichtkunst, zu Ehren dichtete Rudolf von Ems seinen „Wilhelm von Orlens", und ebenso erfuhr Ulrich von Türheim, der Fortsetzer des „Tristan", seine Gunst. Es gab der Anknüpfungspunkte nach dieser Seite hin also mehr als genug. Auch Ulrich von Singenberg treffen wir 1228 in einer Urkunde Heinrichs in der Gesellschaft Konrads von Winterstetten (Wartm. III 863), ohne daß sich indes irgendwie ermitteln ließe, ob und wie der Truchseß von S. Gallen des Reiches Schenken nahe getreten ist. Seine Dichtung weist kaum eine einzige ver-

wandtschaftliche Beziehung zu der des Kreises um König Heinrich auf (B S M II, No. 26. Die beiden Anhangsstrophen von A)[1]).

Ulrichs von Singenberg Lieder sind in den drei bekannten Sammlungen A B C enthalten, denen wir vorzugsweise die Kenntnis des Minnesangs verdanken[2]). Das Verhältnis der Handschriften ist das übliche: sie setzen zwei ältere Sammlungen voraus, die eine trägt die Überlieferung in B, die andere die in A, C verbindet beide mit einander. Die Sammlung B C enthielt nur vier Töne:

I.	B 1—4	C 1—4	B S M II. Nr. 1.
II.	5—6	5—6	2.
III.	7	7	3.
IV.	8—9	8—10	24.

Der erste Ton umfaßt vier Strophen B S M II. Nr. 1, der zweite zwei B S M. 2., der dritte nur eine B S M. 3., für die die Sammlung B C als Vorlage von C schon verstümmelt gewesen zu sein scheint: es fehlen dort

[1]) 1227 treffen wir Ulrich von Singenberg in einer S. Gallischen Urkunde (Wartm. III. 860) zusammen mit einem H. de Hardegge. Ob dieser der Dichter der Strophen in C unter der Hardegger ist, muß dahin gestellt bleiben. Die überlieferten Strophen zeigen durchaus den Charakter der späteren bürgerlich-lehrhaften Spruchpoesie (Wilmanns A D B 10, 558. B Ld Einl. 67. Roethe Reinmar v. Zw. 180. Anm. 224. Schulte Z. f. d. A. 39, 325. Bächtold Gesch. d. deutsch. Lit. in d. Schweiz).

[2]) Für die Richtigstellung der handschriftlichen Überlieferung bin ich Herrn Geheimrat Wilmanns in Bonn zu großem Danke verpflichtet, dessen mir zugestellte schriftliche Darlegung ich hier übernommen habe.

Vers 5—6, die B noch hat. Von dem vierten Tone sind uns insgesamt fünf Strophen bekannt B S M. 24. Die Sammlung B C enthielt nur die beiden Strophen 8—9, während C noch eine dritte beizubringen vermochte, C 10. Die ganzen fünf Strophen überliefert nur A, und zwar an zwei verschiedenen Stellen: A 72—75 und A 118. Allgemein wird zugegeben, daß die Überlieferung in B unvollständig ist und daß die dritte in C überlieferte Strophe, wie in A, an zweiter Stelle stehen sollte: A 72. 73. 74. [75. 118.] = C 8. 10. 9.[1]). Dagegen hat man Zweifel erhoben, ob auch die in A allein überlieferten Strophen zu dem Liede gehörten und von Ulrich gedichtet sind. Die fünfte Strophe, die Totenklage um Walther, von A vereinzelt ans Ende der ganzen Sammlung gestellt, A 118, hat man als selbständigen Spruch aufgefaßt; die vierte, die ein Minnelied unpassend und überraschend zu einer Allegorie auf die Frau Welt umbilde, für unecht erklärt, A 75. Beide Annahmen dürften irrig sein, denn die Art, wie die frouwe, mit deren Preis sich die drei ersten Strophen befassen, als die liebe, süße, beglückende Herrin für jedermann dargestellt wird, zeigt, daß der Dichter keineswegs an eine persönliche Geliebte dachte, sondern an die Frau Sälde oder Frau Welt, ähnlich wie sie uns Walther in mehreren Liedern erscheinen läßt. Walthers Bahn folgt hier Ulrich, wie

[1]) Nur Kleiber: Die handschriftl. Überlfrg. d. Lieder Ulrichs v. Singenberg. Progr. d. Kgl. Friedr. Wilh. Gymn. Berlin 1889, pag. 7 erklärt C 10 als später hinzugedichtet, da sie für den Übergang von 8 zu 9 nicht unbedingt notwendig sei.

in so manchen andern Gedichten, freilich ohne dessen Anmut und Anschaulichkeit zu erreichen. So charakterisiert sich die vierte Strophe nicht als die von einem Nachdichter erfundene, willkürliche Deutung eines Minneliedes — eine Ansicht, die schon an sich sehr unwahrscheinlich ist — sondern als notwendige Fortsetzung der drei ersten. Aber nicht nur die vierte, sondern auch die fünfte Strophe muß zu dem Liede gezogen werden. Da der Dichter in den drei ersten Strophen der Welt nur Gutes nachzurühmen weiß, so befremdet es in der vierten Strophe, daß er mit der Erklärung schließt: „Andrerseits aber (ouch) seid versichert, wie hoch ich sie auch gepriesen habe, daß sie zuletzt den, der ihren besten Lohn empfängt, in bösem Ende läßt.“ Das Bild des Todes, der allen Freuden dieser Welt ein Ende macht, tritt dem Dichter vors Auge, eine Wendung, die unverständlich sein würde, wenn Ulrich damit nicht zu der Totenklage um seinen Meister Walther überleitete, mit der er seinen Vortrag schloß: Walthers Lied 66, 21 und die Totenklage um Reimar haben ihm dabei sichtlich vorgeschwebt. Dieser individuelle Gehalt der Strophe mag für den Sammler von A der Grund gewesen sein, sie auszuscheiden und ans Ende der Sammlung zu rücken, da er nur ein Lied allgemeinen Inhaltes wollte. Dem Sammler von B C aber war das Lied wohl nur unvollständig bekannt, jedenfalls schloß er Lied und Sammlung nur mit einem Bruchstücke ab.

Der Sammlung B C hat C dann noch einen Nachtrag von zwei Tönen, jeder zu drei Strophen, angehängt,

BSM 8 u. 17. I. C 11—13 (A 16. 20. 17). BSM 8. II. C 14—16 (A 55) BSM 17. (A 55 in A nochmals unter Gedrut 29. in C nochmals unter K. v. Rosenhain 6.) Der erste, BSM 8, ist wieder unvollständig und in unrichtiger Strophenfolge überliefert, richtig geordnet und vollständig mit fünf Strophen bringt ihn die Quelle AC. Von dem zweiten Tone, BSM 17, hat die sonstige Überlieferung nur die zweite Strophe gerettet, zunächst in der Quelle AC (A 55), dann noch einmal in A unter Gedrut 29 und in C unter Kunze von Rosenhain 6. Offenbar war die Strophe als selbstständiges Liedchen in Umlauf gekommen.

Bedeutend reicher als die Sammlung BC ist AC. Die Sammlung scheint in zwei Teile zu zerfallen, die vielleicht zwei ursprünglich selbständige Liederbücher repräsentieren. Diese Annahme stützt sich auf folgende Erwägung: in BC hatte der Sammler diejenigen Töne, von denen ihm nur wenige Strophen bekannt waren, ans Ende gestellt. Ähnliches finden wir in der Mitte der Sammlung AC:

I.	A 27—29 H. v. Mohrungen	C 17—19	BSM II No. 18.
II.	1—3 Singenberg	20—22	4.
III.	4—7	23—25	5.
IV.	8—10	—	6.
V.	11—15	26—30	7.
VI.	16—20	31—32 v. [1])	8.
VII.	21—25	33—37	9.
VIII.	26—30	38—42	10.
IX.	31—35	43—47	11.

[1]) v. bezeichnet, daß der betreffende Ton oder einzelne Strophen desselben von C schon früher gebracht sind.

X.	A 36—40	C 48—49	B S M II No. 12.
XI.	41—45	50—54	13.
XII.	46—50	55—59	14.
XIII.	51—52	60—61	15.
XIV.	53—54	62—63	16.
XV.	55	v. [1])	17.
XVI.	56—58	—	19.
XVII.	—	64 (B 31 Walther v. d. V.)	20.
XVIII.	59—61	65—67	21.
XIX.	62—64	68—70	22.
XX.	65—71	71—77	23.
XXI.	72—75	v. [1])	24.
XXII.	76—78	78—80	25.
XXIII.	79—85	81—85	26.
XXIV.	86—90	86—90	27.
XXV.	91—95	91—95	28.
XXVI.	96	96	29.
XXVII.	97—100	— (Walther v. Mezze)	—
XXVIII.	—	97—103	30.
XXIX.	101—105	104—108	31.
XXX.	15—19 Niune	109—113	34.

Bis zu dem Tone XII einschließlich (B S M 14) bestehen die Töne in A C aus 3—5 Strophen, es folgen XIII u. XIV (B S M 15 u. 16) zwei zweistrophige Töne, dann die einzelne Strophe XV, A 55 (No. 17, 9), sodann aber Strophen XVI. XVII., die nur in je einer Handschrift überliefert sind und sich durch ihren Inhalt — es sind Sprüche — von den vorhergehenden Minneliedern unterscheiden: in C 64 die Parodie eines Waltherschen Spruches (B S M 20), in A drei Sprüche moralischen Inhaltes, der letzte unvollständig (B S M 19). Diese Sprüche sind Nachträge, welche die alte Sammlung in zwei verschiedenen Abschriften erfahren hatte.

[1]) siehe Anmerkung pag. 25.

Aus dem Verhältnisse der beiden Handschriften zur gemeinsamen Quelle ergibt sich, daß diese zum Teil in C, zum Teil in A besser erhalten ist. A hat den ersten Ton (B S M 18) aus Versehen den Liedern Heinrichs von Morungen hinzugefügt, die in der Handschrift unmittelbar vorhergehen. C entfernte sich dadurch von der Vorlage, daß es die Strophen, die ihm bereits aus andern Quellen zugeflossen waren, hier ausließ; so treffen wir hier von dem fünfstrophigen Tone VI (B S M 8) nur die dritte und vierte Strophe. Ebenso ist in A das ursprüngliche Verhältnis von Ton X (B S M 12) bewahrt geblieben, in C stehen von diesem fünfstrophigen Liede nur die dritte und fünfte Strophe, aber der Schreiber hat für die übrigen 18 Zeilen Raum gelassen (Pfaffs Abdruck, Spalte 551. 552). Offenbar war ihm bewußt, daß sein Text unvollständig war; vermutlich war er in seiner Vorlage unleserlich. Außerdem unterscheiden sich die beiden Handschriften noch dadurch, daß A 7—10 in C fehlen. Die erste Strophe A 7 gehört zu dem vorhergehenden Tone III (B S M 5), die drei andern bilden einen Ton für sich IV (B S M 6). Es läßt sich nicht entscheiden, ob diese Strophen in der Quelle A C standen und in C ausgelassen, oder ob sie in A hinzugefügt sind. Ist letzteres der Fall, so wäre damit selbstverständlich die Autorschaft Ulrichs weniger verbürgt und Zweifel an der Echtheit zulässig. Eine sichere Entscheidung läßt sich aus den Strophen selbst nicht gewinnen. B S M 6 ist ganz in Singenbergs Art. Von der B S M 5 angehängten Strophe ist allerdings zuzugeben, daß sie mehr als überflüssig ist und

dem Liede den entsprechenden Schluß, den die dritte Strophe ihm gibt, nimmt (Kuttner, Z. f. d. Ph. 14, 468 ff.). Doch kann eben dieser Umstand den Anlaß gegeben haben, die Strophe fallen zu lassen. In Sprache und Stil enthält sie nichts, was Ulrichs Art widerspräche; auch sind solche Spielereien mit dem Worte Minne bei den Minnesängern gerade nichts Ungewöhnliches (cf. M F 100, 34. M S H I, 33 ff. VI, 4. Rugge und Markgraf von Hohenburc).

Von den Nachträgen ist C 64 (B S M 20), die Parodie Walthers, stets als Eigentum Singenbergs betrachtet worden. Dagegen wird die Echtheit der in A überlieferten Sprüche bestritten A 56—58 (B S M 19) (Röthe Reimar von Zweter 178, Anm. 218). Man würde die Unechtheit einräumen müssen, wenn es sicher wäre, daß in dem zweiten Spruche ein armer Fahrender reiche Herren zur milte mahnt (handschriftliche Lesart, Zeile 8: swer sich miltet, dem wirt hoehe nâch geselle). Doch scheint der Spruch, der leider entstellt ist, nicht sowohl gegen die Kargheit als gegen den Hochmut gerichtet zu sein. Er schließt mit dem warnenden Hinweis auf das biblische Wort, daß, wer sich selbst erhöht, erniedrigt werden soll. Der erste enthält ein Sündenbekenntnis, während der dritte den von Gott gesetzten Richter mahnt, nicht aus Rücksicht auf Macht und Gut oder aus feindlicher Gesinnung das Recht zu beugen. Ob bestimmte Vorkommnisse die Sprüche veranlaßt haben, läßt sich nicht erkennen.

In dem zweiten Teil der Sammlung A C, der mit A 59, C 65 beginnt, stimmen die beiden Handschriften

bis zur Str. A 96, C 96, einer einzelnen Strophe (B S M 29), die auf Töne von fünf bis sieben Strophen folgt, wesentlich überein; nur hat A wieder einige Strophen mehr. A 72—74 (B S M 24, Str. 1—3) sind in C übergangen, weil sie dort schon vorher aufgenommen waren. Damit ist aber auch die vierte Strophe fortgefallen, die, wie oben gezeigt, notwendig zu dem Liede gehört und gewiß auch schon in der Sammlung A C stand. Der Schreiber von C, der sich erinnerte, daß er die ersten Strophen bereits geschrieben hatte, übersah die vierte oder verschmähte es, sie hier nachzutragen, weil sie ohne die drei ersten keinen Sinn gibt und unverständlich ist. Ferner fehlen in C die beiden letzten Strophen des Tones XXIII (B S M 26) A 84. 85, das scherzhafte, einem Minneliede angehängte Gespräch zwischen dem alternden, lebensfrohen Vater und seinem Sohne. Mit diesen Strophen verhält es sich ähnlich wie mit der letzten des Tones B S M 5 (A 7). Die fünf vorangehenden Strophen bedürfen keiner Fortsetzung, doch folgt daraus nicht, daß Strophe 6 und 7 unecht sein müssen. An sich ist es gewiß nicht wahrscheinlicher, daß ein Fremder auf den Einfall gekommen ist, diese Strophen einem Liede des Truchsessen anzuhängen, als daß ein Schreiber sie als überflüssig und aus dem Tone des ernsten Minneliedes herausfallend ausgelassen habe.

Nach Strophe A 96, C 96 werden die Abweichungen stärker. In C folgen noch drei Töne, ein Lied auf die Vergänglichkeit der Welt (B S M 30), das Vokalspiel (B S M 31) und ein Gespräch zwischen dem Dichter

und seiner Herrin (B S M 34). Von diesen Tönen hat A unter Ulrichs Namen nur den zweiten, an Stelle des ersten stehen vier Strophen, die Walther von Metze gehören, der dritte findet sich in A unter Niune. Was die Quelle A C enthielt, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Wahrscheinlich ist es wohl, daß wenigstens die beiden ersten Töne noch zu ihr gehörten; sie waren ihres Inhaltes wegen hinter die Minnelieder an das Ende der Sammlung gestellt. Daß A den ersten Ton nicht nur entbehrt, sondern an seiner Stelle Strophen eines andern Dichters hat, erklärt sich am einfachsten aus derselben Verwirrung der Vorlage, durch die der erste Ton der ganzen Sammlung (B S M 18) unter die Lieder Heinrichs von Morungen geraten ist. (cf. Wilm. W. Einl. 11 f.). Unsicherer ist, ob auch der letzte, in A unter Niune überlieferte Ton (B S M 34) schon in der Sammlung A C stand; doch sprechen die geringen Abweichungen zwischen beiden Handschriften für eine gemeinsame Quelle, und jedenfalls ist das Lied für Ulrich in Anspruch zu nehmen, der noch ein ähnliches Gespräch gedichtet hat (B S M 7). Der Name Niune bietet gar keine Gewähr.

Während also C der Sammlung A C vermutlich nichts hinzugefügt hat, ist die Spruchsammlung, die in A auf die Minnelieder folgt, als ein ihr fremder Anhang anzusehen, in dem sicher echtes und sicher unechtes Platz gefunden hat:

I. A 106—108 C — (Reimar v. Zweter) B S M —
II. 109—110 C — (A 109 in C bei Walther v. d. V.) —

III. A 111—115 C — BSM 32
IV. 116—117 — 33
V. 118 — 24

Nicht von Ulrich sind die drei ersten im Frau Ehrenton Reimars von Zweter gedichteten und unter dessen Namen in C überlieferten Sprüche; dagegen war die letzte Strophe A 118, der Nachruf auf Walther, wie oben gezeigt, die Schlußstrophe eines Liedes (B S M 24), das Ulrich zum Verfasser hat. Zweifelhaft bleibt, wem die dazwischen stehenden Strophen zugewiesen werden sollen. Es sind zunächst zwei Sprüche, von denen der erste in C unter dem Namen Walthers von der Vogelweide überliefert ist, der andere aber nur im Anschluß an den ersten verständlich ist, so daß man wohl jedenfalls für beide denselben Verfasser annehmen muß. Dann folgen noch zwei Töne von fünf (A 111—115. B S M 32) und zwei Strophen (A 116—117. B S M 33), die sonst nicht vorkommen. Lachmann schrieb alle Sprüche Walther zu (zu 30, 29 f. 106, 17 ff.), und was die beiden ersten A 109. 110 anbetrifft, so mag man zugeben, daß die äußere Gewähr mehr für Walther als für den Truchsessen spricht, obschon sie auch für Walther gering ist. Auch die sieben andern Walther zuzuschreiben, hat man aber nicht den mindesten Grund, und keiner der späteren Herausgeber ist Lachmann hierin gefolgt. Lachmann urteilte, die Sprüche seien Walthers gewiß nicht unwürdig. Gewisser ist, daß sie, und dasselbe gilt von den beiden vorhergehenden, zu seinem Ruhme nichts beitragen. Andrerseits fehlen zuverlässige Momente,

die Autorschaft Singenbergs zu bestreiten: denn, wenn auch das Zeugnis der Handschrift A nicht als vollgültig angesehen werden kann, so enthalten die Sprüche weder in Form noch Inhalt etwas, was ihm entschieden widerspräche. Das Interesse für die politischen Verhältnisse an dem Hofe König Heinrichs, das einige bekunden, wäre bei keinem natürlicher als bei einem Dienstmanne des Abtes von S. Gallen, der an dem Ränkespiel, das den jungen König umstrickte, vielfach beteiligt war.

Zum Schluß sei noch die Frage nach der Vollständigkeit unserer Überlieferung aufgeworfen. Wie man auch bei andern Minnesängern beobachten kann, bestehen die meisten Töne aus einer ungleichen Strophenzahl. Von den 27 Tönen, die in der Quelle A C enthalten waren, haben

sieben	3	Strophen	(B S M 4. 6. 7. 18. 21. 22. 25)
elf	5	„	(B S M 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 27. 28. 31. 34)
drei	7	„	(B S M 23. 26. 30).

Nur sechs Töne weichen von der Regel ab. Aus vier Strophen besteht B S M 5, falls die vierte nur in A überlieferte sich schon in der Quelle befand, und B S M 24; aus zwei Strophen B S M 15. 16., aus einer B S M 17 zweite Strophe — und B S M 29. Von diesen sechs Tönen haben sich zwei als unvollständig ergeben: B S M 24 hatte ursprünglich fünf Strophen (A 118), B S M 17, 9 gehört zu einem dreistrophigen Liede (C 14 16). Die Vermutung, daß auch die vier andern

unvollständig überliefert sind, liegt nahe: behaupten läßt es sich nicht, aber noch weniger bestreiten. Niemand würde ahnen, daß die dreimal als selbständiges Lied überlieferte Strophe B S M 17, 9 doch nur Bruchstück eines größeren Ganzen sei, wenn sie uns nicht in dem Anhang der Quelle B C als zweite Strophe eines dreistrophigen Liedes überliefert wäre.

Der Regel, die in der Quelle A C so deutlich hervortritt, fügen sich auch die beiden dreistrophigen Töne, die der Quelle B C angehängt sind, dagegen läßt die Quelle B C selbst sie garnicht erkennen. Kein einziger von ihren vier Tönen besteht aus drei, fünf oder sieben Strophen; der erste umfaßt vier, der zweite und vierte zwei, der dritte eine Strophe. Unter diesen Umständen ist es gewiß nicht ungerechtfertigt, wenn man die Überlieferung von B C mit einigem Mißtrauen ansieht; es erscheint umsomehr geboten, als der vierte Ton, der einzige, der zugleich auch in der Quelle A C vorkommt, durch diese (und die Nachtragstrophe in C: C 10) als unvollständig dargetan wird [1]). A C ist nicht nur die reichhaltigere, sondern auch die zuverlässigere Quelle.

Röthe hat in der Allgemeinen Deutschen Biographie (34, 390) und in seinem Buche Reinmar von Zweter (178 Anm. 218) die Strophen die A vor C voraus hat, angezweifelt. Von B S M II, 6 (A 8—10)

[1]) Dafür spricht auch die unvollständige Überlieferung von B C 5—6 in d. zweiten Strophe (B S M II, 2). C überliefert auch C 7 (B S M II, 3) als Fragment.

wird jeder zugeben müssen, daß es sichtlich sämtliche Merkmale des Singenbergischen Stiles an sich trägt, und auch die Ausdrucksweise ist ganz in des Dichters Art (man vergleiche die verwandten Gedanken in B S M 25, Str. 1. 26, Str. 1. 8, Str. 5 u. ö.). In der Tat ist denn auch seine Echtheit von keinem Herausgeber angezweifelt worden. Mit der Anhangsstrophe des Liedes B S M 5 (A 7) und den beiden Strophen im Neidhartschen Stile, die dem Liede B S M 26 (A 84. 85) angehängt sind, verhält es sich so. Zunächst ist festzuhalten, daß beide Lieder keine Fortsetzung verlangen, vielmehr ohne diese Strophen ein geschlossenes Ganzes bilden. Daß indes der Dichter es liebt, aus einer gegebenen Situation ganz plötzlich in eine andere hinüberzuspringen und einen anderen Gedanken anfzunehmen, läßt sich aus dem Liede B S M 5 selbst und B S M 10 deutlich genug erkennen. Die beiden ersten Strophen von B S M 5 führen den Dichter als Boten der Frauen an die junge Männerwelt vor, die dritte wechselt nun ganz unvermittelt, wenigstens dem Gedanken und der Situation nach, das einmal angefangene Thema: Die Botenrolle ist weggefallen und statt der Wünsche der Frauen spricht der Dichter seine eigenen aus, dem sich dann, allerdings in übertriebener Wortspielerei, in der vierten Strophe aufs neue das Bekenntnis seiner Liebe ganz passend anschließt. Die maßvolle Neigung zum Gleichklang, die hier nach Röthe ins Alberne übertrieben ist, läßt sich indes auch bei Strophen wie B S M 30, Str. 4. 23, Str. 7 wenigstens zum Teil vermissen. Ähnlich wie

BSM 5 ist auch BSM 10 angelegt, die ersten vier Strophen ein ernstes Minnelied, dem sich in der fünften Strophe eine Klage über mangelnde Anerkennung seitens des Publikums anschließt. Auch nach der Stellung der Strophe BSM 5, Str. 4, zwischen zwei echten Liedern Singenbergs, ist die Annahme einer späteren Hinzufügung äußerst unwahrscheinlich. Auch die Ansicht Kuttners (Z. f. d. Ph. 14, 468 ff), der die Strophe auch deshalb angreift, weil Singenberg nie die Klugheit, den Verstand seiner Dame rühme, trifft nicht (dazu vergleiche man die meisterschaft in BSM 28, Str. 5). Läßt sich auch die Autorschaft Singenbergs nicht mit voller Bestimmtheit behaupten, so spricht doch zum mindesten nichts für das Gegenteil. Und ebenso steht es mit A 84—85 (BSM 26, Str. 6—7). Auch hier verlangt das ernste Minnelied keine Fortsetzung. Diese ist außerdem im Neidhartschen Stile gehalten, ein scherzhafter Dialog zwischen dem Sohn und dem noch lebenslustigen Vater. Daß Singenberg Neigung zu solchen scherzenden Gesprächen hat, beweisen seine anderen Wechsel und Dialoge; ebenfalls läßt sich sein Humor in den Parodieen zu Walther, gleichgültig wie er sich präsentieren mag, nicht verkennen. Für die Echtheit dieser beiden Strophen sprechen aber noch einige Stilmittel; gerne wiederholt der Dichter in der Schlußstrophe Reime oder Reimwörter, die er in der Anfangsstrophe benutzt hat (das begegnet auch in anderen Strophen als gerade am Schlusse BSM 11), so z. B. BSM 8. 6. 14. u. ö., so auch hier Str. 1 singen : bringen, Str. 7 singen : dingen;

außerdem trägt die vorletzte Zeile den Charakter eines Refrains, der aber in der zweiten Strophe (Str. 7) dem Inhalte gemäß umgeändert wird, und das tut Singenberg jedesmal, wenn er den Refrain verwendet (B S M 4 und 9, letzte Str.) (vergl. S. 125). Es ist an sich nicht wahrscheinlicher, daß ein Fremder diese Strophen hinzugedichtet, als daß sie C als dem Charakter der vorhergehenden Strophen widersprechend weggelassen hat, wie bei B S M 5. Es ist eben hier wie bei aller handschriftlichen Überlieferung der Minnesänger, an der einen Stelle hat die eine Handschrift, an der andern die andere die Überlieferung besser und vollständiger geschützt. Von dem Liede (B S M 24) haben wir nachgewiesen, daß die Strophe 4 (A 75) in C gestanden hat (S. 23 f., 29; 31) und daß A 118 (Str. 5) ihre notwendige Ergänzung bildet. Daß C hier unvollständig ist, beweist auch die Überlieferung der Strophe 2 (C 10) im Anhange dieser Handschrift an der Sammlung B C (s. S. 23; 33). Noch eklatanter tritt die schlechtere Überlieferung von C an einer andern Stelle zu Tage (B S M 12), wo Röthe die überzähligen Strophen in A (A 36—37. 39) Str. 1—2. 4 wegen ihres Natureinganges verwirft. Dieser wird zwar mehr in einer Art einfacher Erwähnung geschildert, doch findet sich sonst nichts Gleiches in den Gedichten Ulrichs. Damit ist freilich noch nicht gesagt, daß er nicht von ihm herrühren könne, denn der Stil ist wieder ganz in Singenbergs Art, und der Inhalt der Strophen in A berührt sich mit gleichen Gedanken des Dichters aufs engste (B S M 13.

22. 23. 26. 11 u. ö.), auch nimmt der Dichter immerhin in seinen Parodieen auf die Natur Bezug. Wichtiger aber ist, daß C bei diesem Liede 18 Zeilen Raum gelassen hat, offenbar sich also bewußt war, daß dieses Lied nicht vollständig sei (Pfaff, Abdruck von C. Spalte 551. 552). Auch die Echtheit der Sprüche (B S M 19. A 56—58) wird bestritten von Röthe. Es schien uns wahrscheinlich, daß die beiden Handschriften bis zu dieser Stelle (A 54. C 63 inkl.) einen ursprünglich selbständigen Teil repräsentieren, dem beide einzelne Strophen (A 55 = C 15) und Sprüche (A 56 — 58. C 64) anhängen. Die handschriftliche Gewähr für diese Strophen ist daher äußerst gering (s. S. 25 ff.). Hat man aber keinen Anstand genommen C 64, eine Strophe, die sonst nur in B unter Walthers Namen ziemlich entstellt überliefert ist (B 31), Singenberg zuzuschreiben [1]), so trifft dasselbe doch auch für A 56—58 zu, umsomehr, da auch sie nichts enthalten, was Ulrichs Art widerspräche, denn daß er überhaupt Sprüche gedichtet hat, beweist doch C 64, mag sie auch nur eine Parodie enthalten. Stilistisch sind sie ganz in seiner Art, und der moralische Inhalt, an dem Röthe Anstoß nimmt, findet sich auch sonst in Singenbergs Dichtung (B S M 12. 13. 30); gerade B S M 30 berührt sich zum Teil sehr nahe mit dem Inhalte dieser Sprüche. Die Einwendung Röthes, der zweite Spruch (B S M 19, Str. 2) mache es wahr-

[1]) C zeigt sichtlich mit Ausnahme von C 64, einer Anhangsstrophe, das Bestreben, nur Lieder (fast ausschließlich Minnelieder) wiederzugeben.

scheinlich, daß diese Sprüche von einem armen Spielmanne herstammten, läßt sich bei der Betrachtung des biblischen Spruches, der dem Ganzen zu Grunde liegt, nicht gut aufrecht halten; die Strophe richtet sich vielmehr gegen den Hochmut als gegen die Kargheit (vergl. BSM 30, Str. 2. 3. 7). Von den Strophen A 111—118, die die politischen Sprüche und die Totenklage um Walther enthalten (BSM 32. 33. 24, Str. 5), gehört dem Singenberg sicher A 118 als die notwendige Fortsetzung und Abschluß des Liedes BSM 24 (s. S. 36 f.). Aber auch für die übrigen ist die Autorschaft Ulrichs wahrscheinlich. Auf einzelne stilistische Eigenheiten, die für Singenberg sprechen, haben bereits J. Grimm (Germ. 3, 6) und Wackernagel-Rieger (Einl. 15) aufmerksam gemacht. Die gleiche Schlußwendung in A 117 (BSM 33, Str. 2) wie in A 118 (BSM 24, Str. 5) zeigt die alte Vorliebe für Wiederholung gleicher Wendungen und Gedanken beim Truchsessen (s. S. 63). Gehört dem Singenberger diese Strophe, so kommt ihm auch die andere dieses Tones zu (BSM 33, Str. 1), aus deren Inhalt man Zweifel an der Autorschaft unseres Dichters geschöpft hat (Wilm. Walth. 368 Röthe Rv Zw. a. a. O.). Schon Wackernagel-Rieger (Einl. 15) haben darauf hingewiesen, daß bei dem überlieferten Texte der Abgesang die Worte des Aufgesanges zunichte macht. In dem Aufgesange spricht der Dichter von Zurechtweisungen, die er von unberufener Seite erhält. Diese Leute, die ihm nichts Gutes gönnen, sprechen, was alles sie mit des Dichters Kunst in einem anderen

Lande erjagen wollten, ein Rat, der bei der mangelnden Anerkennung, über die sich hier der Dichter beklagt, sicherlich gut gemeint zu sein scheint. Nun fährt er fort, hätte ich (haet) hier Gut und Ehre, so würde ich das lieber nehmen (naem) [1]) als ein schlechtes Leben das ganze Jahr (in der Fremde) hindurch. Genießt der Dichter nicht die richtige Anerkennung daheim, so kann er sich doch unmöglich über diejenigen beschweren, die ihm anraten, sie in der Fremde zu suchen, er müßte vielmehr mit ihrem Vorschlage durchaus einverstanden sein. Aber auch schon die Worte: der mir niht guotes gan — das heißt doch, daß der Dichter tatsächlich etwas Gutes daheim vorfindet — machen die Fassung des Abgesanges unmöglich [2]). Sinngemäß erscheint einzig die Verbesserung, die Wackernagel-Rieger und mit ihnen Bartsch vorgenommen haben: hân und nime, und diese notwendige Emendation paßt dann vortrefflich auf Singenberg. Der Sinn des Spruches deckt sich dann mit der Parodie auf Walther, B S M 20. Die Klagen, die der Dichter über mangelnden Beifall äußert, finden mannigfachen Wiederhall in Ulrichs Gedichten (B S M 23, Str. 5. 10, Str. 5. 13, Str. 1. 26, Str. 1). Sind diese Strophen von Singenberg, so gehören ihm auch die fünf vorhergehenden, ganz abgesehen davon, daß es schwer fallen dürfte, unter den

---

[1]) A. hat. nem. (W R hân. nime.)

[2]) Der Dichter weist damit den Rat zurück, er erklärt ihn, als aus falschem Herzen eingegeben, was sich trefflich mit der Änderung Wackernagels-Riegers im Abgesange deckt.

zeitgenössischen Dichtern jemanden zu finden, der mit den Verhältnissen am Hofe König Heinrichs besser vertraut sein könnte, als der Truchseß von S. Gallen. Nicht nur sein Abt, Konrad von Bußnang, war Vertrauter des jungen Staufers, sondern auch Singenberg selbst hatte Gelegenheit, durch persönliche Anwesenheit am Hofe die Verhältnisse dort beurteilen zu können (Wartm. III. 863). Eins aber, worauf bis jetzt noch nicht aufmerksam gemacht worden ist, spricht namentlich für die Autorschaft Ulrichs bezüglich dieser Sprüche, wie überhaupt aller nur in A erhaltenen Strophen: Das ist die überaus reichliche Anwendung seines eigentlichen Stilmittels, der Wiederholung gleicher Wörter und Wortstämme in diesen Sprüchen und Strophen. Ihre Art unterscheidet sich in nichts von derjenigen in den sicher beglaubigten Gedichten (s. S. 124 ff.). Fehlen auch ganz sichere Mittel, die Autorschaft des Singenbergers aus der handschriftlichen Überlieferung zu beweisen, so sprechen doch alle inneren Gründe für dieselbe. Will man die nur in A überlieferten Strophen anzweifeln, so muß man das Gleiche den ausschließlich in C überlieferten gegenüber auch tun.

Erweist sich so die Überlieferung der Quelle A C als eine durchaus zuverlässige, so wächst damit aber auch der Wert der Handschrift A für den Singenberger überhaupt, auch für den Anhang derselben. Auch die historischen Momente, die den Sprüchen A 111—17 (B S M 32 u. 33) zu Grunde liegen, führen uns in eine Zeit und Verhältnisse, die dem Truchsessen von S. Gallen

wohl vertraut sein konnten[1]). Einen bestimmten Anhalt zur Datierung bietet der Spruch: der künec behielte küneges namen (B S M 32, St. 3). In diesem Spruche wird der König von dem Dichter gegen die Angriffe in Schutz genommen, die man gegen seine unkönigliche Lebensführung gerichtet hat. Die Schuld daran fällt den Leuten zu, die ihn in ihrer Obhut haben, ihn beraten und leiten; billig Denkende sollen das beachten. Die Vorwürfe erscheinen nicht unberechtigt, und dem Könige, der noch als unmündig angesprochen wird, wird die Ermahnung gegeben, wenn er selbständig geworden ist, seinen schlechten Ratgebern den ihnen zukommenden Lohn zu erteilen. Daß dieser und die folgenden Sprüche sich auf die Regierung des Königs Heinrich, des Sohnes Friedrichs II. beziehen, ist zuerst von Wackernagel-Rieger (W R Einl. 17 ff. Rieger, Leben Walthers 52 ff.) richtig erkannt und dann von Menge (Kaiser und Kaisertum bei den Minnesängern. Progr. d. Gymn. an d. Marzellen. Köln 1880, S. 30), Wilmanns (W W 367 Vorbemerkung) und Bartsch (B S M Einl. 33) wiederholt worden. Der König, von dem in oben erwähntem Spruche die Rede ist, wird als unmündig bezeichnet. Als Termin, an dem der König mündig wurde, galt im allgemeinen das fünfzehnte Lebensjahr (Schröder, Deutsche Rechtsgeschichte 4. Aufl. 484). Das kann für Heinrich (geboren wohl erste Hälfte 1211) indes kaum in Betracht kommen, denn seinem Vor-

[1]) Über die Sprüche A 111—115, neuerdings: Pinnow, Untersuchungen zur Geschichte der politischen Spruchdichtung im XIII. Jahrhundert. Bonner Diss. 1906. S. 41 ff.

munde, dem Reichsverweser Engelbert von Köln (gest. 7. Nov. 1225) folgte, obgleich der König um diese Zeit das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, als zweiter Vormund und Reichsgubernator Ludwig von Baiern (16. Juli 1226), von Juli 1226 bis Weihnachten 1228. Die Gelüste nach Selbständigkeit bei dem jungen Fürsten machen sich ungefähr mit dem Beginne der Kreuzfahrt Friedrichs II. (Juni 1228) bemerkbar, in einer Zeit also, als die väterliche und kaiserliche Autorität in ihrer Einwirkung auf den Sohn und König möglichst beschränkt war. Um diese Zeit finden wir Anzeichen, die auf einen Gegensatz des Königs zu den Fürsten hindeuten (Böhmer-Ficker Reg. 4121 a). Nach dem 7. September 1228 (Böhm.-Fick. 4121. Winkelmann, Friedr. II. I, 511, 516 ff.) verlassen Ludwig von Baiern und die meisten weltlichen und geistlichen Fürsten, also die fürstlichen Beisitzer des königlichen Rates, den Hof Heinrichs; die meisten von ihnen urkunden kurz darauf in ihrer Heimat. Der endgültige Bruch mit dem Vormund und Gubernator trat einige Monate später (Weihnachten 1228) ein; es ist zugleich das einzige Mal in dieser Zeit, wo Ludwig von Baiern wieder am Hofe zugegen ist. In der ersten Hälfte des folgenden Jahres erscheinen nur wenige Fürsten am königlichen Hofe (Winkelmann II, 70. 73. Pinnow a. a. O. 31, Anm. 3). Tatsächlich war König Heinrich seit Anfang September 1228 sein eigener Herr, mochte die Vormundschaft dem Namen nach auch noch bis Weihnachten bestehen und der König bis dahin als unmündig gelten. Die Geschäfte des Reiches lagen jedenfalls seit Januar 1229 in

seiner Hand (siehe die eigenen Urkunden des Königs vom 28. Januar 1229 und 22. Januar 1230. Huillard-Bréholles. hist. dipl. Frid. II. III, 396. 404). Unser Spruch muß auf alle Fälle vor Weihnachten 1228 gedichtet sein, als der König die Vormundschaft von sich abschüttelte.

Wer sind die Leute: die in hânt in ir pflîht? Drei Faktoren kommen für die vormundschaftliche Regierung Heinrichs in Betracht, der eigentliche Vormund und Reichsverweser Ludwig von Baiern, das consilium regium und das consilium principum. Letzteres setzte sich aus den jeweilig am Hofe befindlichen Fürsten zusammen, war also vorübergehender Natur, während das consilium regium ein bei dem König ständig weilender Rat aus Fürsten (zunächst geistlichen, seit 1226 aber auch weltlichen) und Ministerialen war (Isaacsohn, de consilio regio. Berlin 1874, S. 32. 10 f. 15. 25. Winkelmann I, 350 ff.). Es läßt sich aus unserem Spruche nicht erkennen, wen speziell in der Umgebung des Königs die Vorwürfe des Dichters mit den schlechten Ratgebern meinen. Daß die Lebensweise des jungen Königs vielen Leuten zum Anstoße gereichte, melden uns übereinstimmend mehrere zeitgenössische Berichte, so die gesta Treverorum (Mon. Germ. SS. XXIV zu 1226—31: habuit potestatem regiam sed vitam regiam non habuit), Conrad de Fabaria (c. 35 animum [Heinrichs] in aliquibus in sinistra parte acclinem) und am schärfsten die Chronik von Ebersheim (Mon. Germ. SS. XXIII, 451)[1]).

[1]) „Wenn diese Klagen meist auch erst nach dem Bruche mit Ludwig erhoben werden, so ist doch damit nicht gesagt, daß Heinrich nicht schon vorher Anlaß zu solchem Tadel geboten habe"

In die gleichen Verhältnisse führt uns der Spruch: der guote wîn wirt selten guot (B S M 32, St. 1). Er enthält einen ausführlichen Vergleich. Zu einem guten Weine gehört ein gutes Faß, nur dies garantiert eine gute Entwicklung des Weines, dementsprechend muß es auch verfertigt sein. Niemand soll sich wundern, wenn ich an dem Könige hasse, daß sein gutes Herz, das er haben soll, nicht offenkundig wird. Ihm (der Dichter kehrt zum Vergleiche zurück, König und Wein), dem Fasse, sind die Dauben aber so abgenutzt, so haltlos, daß Faß und Trank zunichte werden, wenn der Wein nicht mehr die nötige Spannkraft besitzt, d. h. das Faß stürzt in sich zusammen. Selbst guter Wein kann so lange liegen bleiben, daß man ihn schal sieht, daß er alle Kraft, das Faß „anzutreiben", verliert. Der Vergleich ist klar, der König wird mit einem guten Wein verglichen, der abständig zu werden droht, das minderwertige Faß, das den edlen Trank umschließt und den Halt in sich verlieren will, kann nur auf die Umgebung des Königs, die diesen umschließt, gedeutet werden. Diese Umgebung hat nach Ansicht des Dichters lange genug auf den König eingewirkt, es ist Zeit, den Wein in neue Schläuche zu füllen, in dem alten, morschen Fasse wird er sonst gehaltlos (Schlußzeile). Heinrich wird geraten, von der schlechten Ein-

(Pinnow a. a. O. 46). Vergl. auch die allgemeine Verurteilung, die die Ehescheidungspläne Heinrichs fanden, Conrad de Fab. c. 35; annales Wormat. (Mon. Germ. S S. XVII, 43); gesta Treverorum (XXIV, 400); M S H III. 19 Bruder Wernher in dem Spruche auf Ludwig von Baiern.

wirkung einer Umgebung sich loszusagen, der der vorige Spruch für die Lebensführung des jungen Staufers die Schuld zumaß. Beide Sprüche scheinen gleichzeitig zu sein.

Etwa derselben Zeit kann auch der Spruch: ez nam ein witiwe einen man (B S M 32, Str. 2) angehören. Der Spruch besteht deutlich aus zwei Teilen, dem ersten, größeren, dem bîspel, und dem zweiten, kleineren, der nur aus zwei Zeilen bestehenden Mahnung an den König. Der Dichter hebt an, als wolle er eine kleine Geschichte erzählen, und schildert den Streit der Gäste bei einer Hochzeitsfeier. Diese zanken sich untereinander, wie man der Braut das gebende binden soll. Da der Zwist nicht beendigt wird, nimmt die Braut, die Witwe [1]), ihre Zuflucht zur Selbsthilfe und bindet sich selbst. Der Witwe, dem Reiche, stehen die Gäste, die Parteien, die ihren Einfluß auf die Regierung zur Geltung bringen wollen,

[1]) Daß es auf das „Wie" des Bindens ankommt, haben mit Recht W R Einl. 17 betont. Die witiwe ist ohne Frage das Reich, das in vollem Brautschmuck den königlichen Bräutigam empfangen will. Mit W R Einl. 17, Pinnow a. a. O. 44, Anm. 5 den Ausdruck witiwe, dessen Erklärung große Schwierigkeiten bereitet, auf die Jahre nach Heinrichs Wahl zu beziehen, ist nicht wohl statthaft, denn verwitwet konnte das Reich eigentlich nur nach dem Tode eines Königs oder Kaisers genannt werden. (Lachmann Walth. zu 108, 24). Will der Dichter überhaupt mit dem Ausdrucke einen bestimmten Zustand des Reiches bezeichnen, oder handelt es sich hier nicht vielmehr um eine bestimmte Erzählung, die der Dichter rein aus Vergleichszwecken herangezogen und dem Spruche zu Grunde gelegt hat?

gegenüber; dabei werden die Parteien unter sich uneins. Diesem Zanke steuert das eigenmächtige Verfahren der Braut; dies Verfahren steht so sehr im Mittelpunkte des Ganzen, daß hier unmöglich von einem Krönungsakte die Rede sein kann[1]). Vielmehr ist mit Wackernagel-Rieger die Bedeutung von gebende binden „den Zustand des Reiches ordnen, es regieren" festzuhalten. Dann besagt aber der Ausdruck, daß das Reich schließlich nach Überwindung der Parteieinflüsse zur Selbstverwaltung gegriffen habe. Der König wird ermahnt, diesen einmal feststehenden Brauch, die Regierung des Reiches durch sich selbst nicht zu ändern. Was hat man aber unter dieser Selbstregierung zu verstehen? Meint der Dichter die Art fürstlicher Reichsregierung (so Pinnow 44 f.)[2]) oder beziehen sich seine Worte auf das consilium regium, das im September 1228 und Weihnachten desselben Jahres so wesentliche Umgestaltung erfuhr? Im September verschwinden die weltlichen Fürsten vom Hofe und aus dem Rate Heinrichs, kurz vorher ist Konrad von Bußnang, der Abt von S. Gallen, dem consilium beigetreten, im wesentlichen setzt sich dies

[1]) So Lachmann zu Walth. 108, 24. Dagegen WR Einl. 17. Rieger, Leben Walthers 52.

[2]) Die Fürsten repräsentieren die Reichsgewalt: eine seit dem 12. Jahrhunderts entwickelte Anschauung. Vergl. Huill. Bréh. IV, 682 fi. 686. cum imperium maxime consistat in vobis (d. Fürsten). Friedrichs II. Manifest von 1235 (Huill. Bréh. 524 ff. die deutschen Fürsten die Glieder, aus deren Vereinigung der Reichskörper entsteht).

aber für das nächste Jahr aus Ministerialen zusammen, nur selten, außer jenem Abte von S. Gallen, erscheinen Fürsten am Hofe und nehmen am Rate teil (Winkelmann II, 82 und Anm. 3. 83 f. Anm. 2. 72 f. 73 Anm. 1). Über die einzelnen Parteien am Hofe Heinrichs in dieser Zeit sind wir nicht genauer unterrichtet; wir erfahren von dem Gegensatze des S. Galler Abtes zum Reichsverweser Ludwig von Baiern (Conr. de Fab. c. 35—38), auch sonst hatte der Abt mit allerhand emuli (Conr. de Fab. c. 40) am königlichen Hofe zu kämpfen; von einem Gegensatze der Ministerialen zu den Fürsten am Hofe ist wenigstens aus dieser Zeit nichts bekannt, man müßte ihn denn in der Umbildung des consilium regium erkennen wollen (s. oben). Seinen wirkungsvollsten Hintergrund aber findet dieser Spruch wie die beiden vorhergehenden in der schwankenden Stimmung und den mannigfachen Veränderungen, denen der königliche Hof etwa seit Sommer bis Weihnachten 1228 unterworfen war.

Die beiden letzten Sprüche (B S M 32, Str. 4 u. 5) unterscheiden sich wesentlich von den drei ersten. Nicht nur die Tonart ist schärfer; was besonders auffällt, ist, daß sie sich nicht in direkter Anrede mit dem Könige befassen, sondern den Hof und die Fürsten angreifen, also Heinrich eigentlich nur mehr indirekt berühren. Si jehent „das boeser kom ie nach“. Die Leute sprechen: „Das Schlimmere kommt stets nach“; das hat sich nun geändert, ist zum Gegenteil geworden. Man findet jetzt Dinge, die man ehemals, zur Zeit Karls des Großen, nie gefunden hat. Auf dieser Seite,

bei uns sind die Rechte der Lande am Hofe beträchtlich vermehrt worden; es war früher das Recht eben wie eine Hand, schlicht und gerade, jetzt besteht darunter großer Streit (d. h. die Anwendung des Rechtes ist verschieden). Wo man dem Untreuen seine Treue wiedergibt, ihm ebenfalls mit Untreue lohnt, da herrscht gutes Gericht: denn niemandem kann schaden, wenn jemand für gut hält, ihm das anzutun, was er selbst tut. Enthält der Spruch wirklich eine Klage über willkürliche und ungerechte Rechtspflege am Hofe oder bezieht er sich auf einen bestimmten Vorfall politischer Natur, da gegen einen Untreuen gewarnt wird, und befindet sich dieser Untreue am Hofe selbst? Daß die Rechtssprechung am Hofe häufig nicht genügte, wissen wir aus dem Manifeste des jungen Staufers von 1234 selbst (Huill. Breh. IV 682, Pinnow S. 50), auch seine Anhänger verstand Heinrich gut zu belohnen, wenigstens was seine letzte Regierungszeit anbetrifft (Rohden, Forschungen z. deutsch. Gesch. XXII, 407 ff., wo die Stellen der zeitgenössischen Schriftsteller ausgehoben sind)[1]. Rekurs an den Kaiser und Selbsthilfe waren die beiden Wege zur Abhilfe, hielt sich jemand durch unbillige Parteilichkeit im Gerichte verletzt. Der Dichter scheint, wenn man dieser Interpretation

[1]) Daß immerhin parteiische Gesichtspunkte für den königlichen Hof bestimmend waren, beweist unter andern auch der Streit um das Dagsburger Erbe im Elsaß, der noch unter der Regentschaft Ludwigs von Baiern begonnen, später vom Könige selbst im eigensten Interesse und dem seiner Anhänger fortgeführt wurde. (Winkelm. I. 396 f. 497 f. 513 ff. II. 75 ff.)

Pinnows folgt, zur Selbsthilfe zu raten. Andererseits könnte man wohl an das Verhältnis des jungen Königs zu seinem Vormunde und dem Gubernator Ludwig von Baiern denken, zumal es tatsächlich eine Partei am Hofe gab, die ihn als Verräter darzustellen suchte (vergl. über d. Quellen dazu Pinnow, S. 33 ff). Den Spruch zeitlich von den vorhergehenden weit abzusondern, liegt kein Grund vor.

Noch größer erweist sich der Mangel an jeglichem geschichtlichen Anhalte bei dem letzten Spruche: dâ hin dâ her wart nie so wert (B S M 32, Str. 5). Dahin, daher hat niemals solchen Wert gehabt wie jetzt; wer das Spiel nicht versteht, der kommt dabei zu kurz, er wird betrogen. Früher gab es Könige, die nicht dahin, daher kannten, nun sind sie wohl vertraut damit. Früher hatten die großen Fürsten nicht gelogen um Leute noch um Land, jetzt ist ihnen allen meistenteils dahin, daher bekannt. Könige und Fürsten werden in gleicher Weise wegen ihres treulosen, schwankenden Verhaltens getadelt; so sind jetzt fast alle Großen im deutschen Lande. Mit den Königen scheint der Dichter Heinrich einzuschließen, der sich bald so, bald so in seiner Politik verhielt; ihm wird die frühere glückliche Zeit gegenübergestellt, wo das Verhalten der Könige schlicht und zuverlässig war. In sprechenden Parallelismus aber mit den Königen setzt der Dichter das gleiche Verhalten der großen Fürsten, ihre Lügen und Treulosigkeit, wenn es sich um Besitz und Erwerb von Land und Leuten handelt. Nur die wenigsten halten es noch mit der trefflichen Sitte der alten Zeit. Fast

sieht es so aus, als meine der Dichter mit den „großen Fürsten" dieselben Leute wie „die Könige". Gerne erinnern wir uns der armen künege Walthers (L W 9,14), der reguli (conf. B W 171 ff. 144 ff.). Ob hier sich künege und grôze vürsten in dem Sinne decken, daß mit den beiden Ausdrücken die Herzöge der einzelnen Stämme gemeint sind, läßt sich nicht ersehen.

Von Heinrich wissen wir aus den Jahren 1230—32, wie wetterwendisch seine Politik sich den Städten gegenüber bewies (Pinnow 50 f., wo auch die Urkunden). Aber bei all diesen Vorgängen stand der König allein und die Fürsten gegen ihn, während unser Dichter beide in gleicher Weise tadelt. Wir können nicht erkennen, welche Fürsten der Spruch meint, was er unter dem liegen dur liute noch dur lant versteht; haben sie vielleicht, um Land zu gewinnen, falsche Besitztitel geltend gemacht, oder decken sich diese Worte mit dem folgenden dâ hin, dâ her, daß sie heute das taten, morgen das Gegenteil, heute zusicherten und versprachen, was sie morgen nicht hielten? Nur eins steht fest, daß sie demselben Dahin, Daher huldigten wie die Krone. Bezieht es sich vielleicht schon auf die frühere Zeit der Regierung Heinrichs, auf die unglückliche Einmischung der Krone und der Regentschaft in die Dagsburger Erbangelegenheit (s. d. letzte Anm.) und die Braunschweigische Thronfolge (Winkelm. I, 504 ff. 509. II, 67 ff.)?

Auch hier vermögen wir nicht zur Klarheit durchzudringen. Immerhin käme auch für diesen Spruch

die letzte Hälfte 1228 in Betracht, eine Zeit, in der der König zwischen den verschiedenen Einwirkungen, die sich seitens der Fürsten und Ministerialen auf ihn geltend machten, geschwankt haben mag, ehe er den definitiven Bruch vollzog. Bei der großen Anzahl der an den Regierungsgeschäften beteiligten Ministerialen mag es auch hierbei an Willkürlichkeiten und Schwankungen nicht gefehlt haben. „Der König stand unter dem Drucke der Partei, die gerade am Hofe das Übergewicht hatte.“ (Pinnow a. a. O. 52). Zu beachten ist auch, daß der Dichter in diesen beiden Sprüchen nicht geradezu die Selbständigkeit des Königs betont, obschon er ihn für sein Handeln verantwortlich macht, aber das geschieht ja schließlich auch in dem Spruche: ez nam ein witiwe einen man (B S M 32, Str. 2). Endlich spricht auch die Abfassungszeit der übrigen Sprüche für eine Datierung um das Ende des Jahres 1228. Die Sprüche dürften in der Reihenfolge gedichtet sein, in der sie uns überliefert sind.

Wann die beiden folgenden Sprüche gedichtet sind (B S M 33), ist nicht festzustellen, die Handschrift hat uns den Namen des Fürsten, dessen Tod der Dichter beklagt, nicht erhalten; jedenfalls aber dürfte es ein geistlicher Fürst sein (W R Einl. 16. B S M Einl. 33. W W 368 Vorbemerkung).

Aus den Sprüchen und ihren historischen Beziehungen läßt sich nicht ersehen, daß gerade Ulrich von Singenberg der Verfasser gewesen ist. An und für sich können sie wohl seine Gesinnung wiederspiegeln.

Als Dienstmann des Abtes Konrad von Bußnang wird er mit den Verhältnissen des königlichen Hofes vertraut gewesen sein, konnte er sie doch aus eigener Anschauung während seines Aufenthaltes bei Heinrich (Wartm. III 863. 20. Februar 1228) kennen lernen. Daß die Sprüche den Hof angreifen, dessen eifriger Ratgeber der Abt Konrad war, darf uns nicht wundern, berichten doch die S. Galler Chronisten (Conr. de Fab. c. 21 und Kuchimeister S. Gall. Geschquell. V c. 1), daß zwischen dem Abte und den Ministerialen von S. Gallen zeitweise starke Differenzen bestanden haben (Rieger, Leben W. S. 53). „Nicht überall brauchte daher der Dienstmann mit seinem Herrn in den politischen Anschauungen übereinzustimmen“ (Pinnow S. 53). Müssen wir es uns so von dieser Seite versagen, der Frage nach der Autorschaft dieser Sprüche näher zu kommen, so sprechen doch andererseits die durchgehends einwandfreie Überlieferung in A (s. S. 25 ff., 33 ff.) und vor allem sämtliche stilistischen Merkmale und Eigenheiten dieser Strophen durchaus für Ulrich als den Verfasser; außerdem dürfte es schwer fallen, unter den zeitgenössischen Dichtern jemanden zu finden, dem diese Sprüche besser eignen könnten als dem Singenberger. Vielleicht ist auch das bei der Stellung der Sprüche zu Heinrich nicht ohne Zufall, daß Singenbergs Dichtung fast so gut wie keine Beziehungen zu dem Dichterkreise um König Heinrich aufweist, daß er fortwandelt auf den Bahnen seines großen Vorbildes, Walther von der Vogelweide, mit dessen Tone 13, 5: owê waz êren sich ellendet tiuschen landen die

äußere Form unserer Sprüche große Ähnlichkeit aufweist [1]).

Vergleicht man die Stellung Reimars am österreichischen Hofe oder die Walthers an den verschiedenen Höfen mit derjenigen Ulrichs von Singenberg am Hofe zu S. Gallen, so tritt ein deutlicher Unterschied hervor. Ulrich gehört zu einem der alteingesessenen Ministerialengeschlechter dieses Klosters, die in so erheblichem Maße den Gang der Geschäfte unter den Äbten Ulrich von Sax und Rudolf von Güttingen beeinflußten. Diese Einwirkung auf die Leitung der Klosterangelegenheiten wurde ihnen zwar unter Konrad von Bußnang gelegt, dafür bot ihnen aber die glänzende Hofhaltung dieses Fürsten einen hinreichenden Ersatz; sie konnten äußerlich mehr in Erscheinung treten, wenn Konrad mit seinem prunkvollen Gefolge die Höfe des Kaisers und des jungen Königs besuchte. Hier finden wir nun unsern Dichter in dem angesehenen Amte eines Truchsessen, von Haus aus mit den Gütern dieser Welt reich gesegnet. So stand er, in seiner Selbständigkeit unterstützt von ansehnlichem Besitz und Vermögen, von vornherein unabhängiger am S. Gallischen Hofe dar, als etwa Reimar als Fremdling und besoldeter Hofdichter zu Wien oder gar als Walther, der fast bis zum Ende seines Daseins ein unstätes, an Not und Entbehrungen reiches Wanderleben führen mußte, beide, Reimar sowohl wie Walther abhängig von Wohltat und

[1]) L W 13, 5. ⏑ 6 ⏑ ⏑ 6 (7) ⏑ 6 ⏑ ⏑ 6 (7) ⏑ 5 5 ⏑ 5
B S M II, 32. ⏑ 7 ⏑ ⏑ 7 ⏑ 7 ⏑ ⏑ 7 ⏑ 7 ⏑ 3 ⏑ 7
Die Reimstellung bei beiden a b a b b c c.

Geschmack ihrer Gönner, beide allein aus ihrer Kunst den Lebensunterhalt bestreitend. Ganz anders Ulrich von Singenberg. Von Anfang an steht er seiner Kunst gegenüber wie ein vornehmer Liebhaber; keineswegs bildet sie den Grundstock seiner Existenz; sein Verhältnis zur Poesie läßt sich etwa dem eines Friedrichs von Hausen, Ottos von Botenlauben oder Gottfrieds von Neifen vergleichen. Diese Unabhängigkeit in der äußeren Lebensstellung und der Gesellschaft gegenüber mußte denn naturgemäß ihren Ausdruck auch in seiner Poesie finden. In der Tat rühmt er sich denn auch seiner glücklichen Verhältnisse (B S M II, 20), und in der Gesellschaft nimmt er gleich anfangs, wie wir sehen werden, jene freie und sichere Position ein, die Walther sich erst nach und nach durch die ganze Fülle und Macht seiner Dichtung errringen mußte. Aber wie sich das Leben erst durch Mühsal und Erfahrung zur vollen Höhe der Persönlichkeit entwickelt, so ist auch in der Kunst, die den Niederschlag jener bildet, die fortschreitende Entwicklung das letzte und größte Ziel der genialen Natur. Dieser Einklang zwischen Leben und Kunst, dieses rastlose Vorwärtsschreiten läßt sich bei keinem besser verfolgen als bei Walther, und in gewissem, freilich unendlich beschränkterem Sinne auch bei Reimar (siehe Burdach: Reimar d. A. u. Walther v. d. V. u. B W Leipzig 1880 u. 1900). Wo aber das Leben in ruhigen, abgemessenen Bahnen verläuft, da werden sich die Linien der Entwicklung immer mehr verwischen und meist unerkennbar in einander übergehen. Bei solchen Naturen werden sich

daher die Momente künstlerischen Werdens schwer oder doch kaum und auch dann nur unbestimmt verfolgen lassen. Zu ihnen muß aber seiner ganzen dichterischen Veranlagung nach Ulrich von Singenberg gezählt werden.

Seine Gedichte zerfallen in zwei Gruppen: Lieder (Liebeslieder und Lieder religiösen und moralischen Inhaltes) und Sprüche, in jeder Gruppe ein Gedicht, das durch seinen besonderen Inhalt gekennzeichnet wird, die Parodieen zu Walther. Betrachtet man die Stoffwelt der Liebeslieder im allgemeinen, so ergibt sich das herkömmliche Repertoire der ständigen Liebesbeteurungen, der Klagen um vergeblichen Dienst und verlorene Zeit, von Verzweiflungsausbrüchen, von erneuten Hoffnungen und Wünschen, von dem Ausmalen allerhand glücklicher Möglichkeiten usw. Es ist das typische Bild der mit Reimar zur vollen Ausbildung gelangten Minnepoesie. Demgemäß ist auch die Charakteristik der Geliebten im üblichen Stile gehalten: allgemeine Werturteile an Stelle von individuellen Zügen, die Dame ist gut, schön, wert, hochgemut und wie diese Abstrakta sonst noch heißen mögen. Beinahe gänzlich fehlen Bilder, die das Wesen der Frau veranschaulichen, Situationen oder Handlungen, die die Eigenart der Liebsten versinnbildlichen. Fast ausschließlich sind es Einblicke in die Empfindungen eines liebenden Herzens, die uns der Dichter vorführt. Naturschilderungen, den Wechsel der Jahreszeiten läßt diese Poesie beiseite. Meist wird von der Geliebten wie von einer Abwesenden geredet.

So unterbleiben mehr oder minder die Mittel epischer oder dramatischer Gestaltung, die das Gedicht erst zum vollsten Leben erheben. Und doch, so viel Ähnlichkeit wie diese Dichtung mit der einer älteren Generation zeigt, ist bereits in Stoffwahl und Motiven eine nicht unwesentliche Beschränkung eingetreten. Kreuzlieder, Frauenlieder, Botenlieder und Wechsel in ihrer alten Form sind dieser Dichtung bereits unbekannt. Es fehlen jene üblichen Fragen der älteren Minnedichtung nach dem Wesen der Minne oder gar die cyklische Zusammenfassung mehrerer Gedichte durch ein Motiv wie etwa die rede bei Reimar. Wir erfahren nichts von dem ganzen Heere der Merker, Neider, Spötter, zudringlicher Frager und Aufpasser (huote), die eine so bezeichnende Rolle noch in Walthers Anfängen spielen. Selten beruft sich der Dichter auf das Urteil der Welt über die Geliebte oder den Geliebten. Der Gedanke, erst an ihr rechte Liebe gefunden zu haben und deswegen andern Frauen gegenüber gleichgültig zu sein, ist ihm fremd. Gebote seitens der Frau, den Gesang oder unziemliche Bitten zu unterdrücken, kennt er nicht. Von dem Neide auf glücklichere Nebenbuhler weiß der Singenberger nichts, ebensowenig, daß man die Liebe geheim zu halten habe. So gut wie garnicht begegnen die Personifikationen abstrakter Eigenschaften, so der Minne oder der Stäte. Raisonnements und Reflexionen, die sich in spintisierende und bis ins Einzelnste zergliedernde Betrachtungen verlieren, sind in der älteren Minnepoesie etwas ungemein Häufiges, so namentlich bei

Hausen und bei Reimar, welch letzterer mit Vorliebe solcher Zergliederung des eigenen Innern, solchem Hin- und Herwenden der Gedanken nachgeht, so daß seine Ausdrucksweise häufig genug darunter an Klarheit und Prägnanz leidet. Diese Manier, eine gewisse spitzfindige Formulierung der Gedanken, die Sucht, darnach den Aufbau der Gedichte in ein bestimmtes Schema zu bringen, findet sich auch bei Walther in den Erstlingen seiner Muse. Erst später streift er diese Untugend ab. Auch Singenberg teilt diese Lust, zu schematisieren, in manchem Gedichte (vergleiche miteinander B S M II, 27 u. 28, 11. u. 25., 2. 6. u. 8.), so namentlich auch darin, daß er einen allgemeinen gültigen Satz gern in die Mitte des Gedichtes rückt und von hier aus den persönlichen Fall beleuchtet (B S M II, 25. 17. 12. 10.), aber seine Reflexionen sind weniger prätentiös als die Reimars, meist kurz, klar, einfach und kaum eine einzige bis zum Extrem verfolgt. Sie fügen sich gewissermaßen harmonischer dem Ganzen ein, sind weniger Selbstzweck, als daß sie zur Erläuterung oder Bekräftigung seiner Empfindung dienen. So teilt er denn häufig mit Walther die Angewohnheit, seine Gedichte in einem besonders kurzen und stark pointierten, allgemein als wahr anerkannten Satz nach Art eines Sprichwortes ausklingen zu lassen (B S M II, 5 Str. 3, 12 Str. 5, 25 Str. 3. 27 Str. 5. 30 Str. 7. 34 Str. 5.). Indes ist es Unrecht zu glauben, Singenbergs Stoffwelt sei mit diesen beim Minnesang herkömmlichen Motiven erschöpft. Nicht nur, daß seine Poesie manche Dinge

einer älteren Zeit hat fallen lassen oder doch wenigstens eingeschränkt hat, es finden sich auch poetische Gegenstände, die über die alte Zeit in eine neue hinausweisen. Geflissentlich meidet er, wie bereits erwähnt, gewisse Motive der älteren Liebeslyrik, das Frauenlied, das Kreuzugslied; Botenlied, Wechsel und Dialog unterliegen einer eigenartigen Umgestaltung (siehe unten), das Tagelied, einmal noch in seiner üblichen Form (B S M II, 14) verwandt, wird ein anderes Mal (B S M II, 9) zu einer Art Wächterlied umgeformt. Dazu treten dann ganz neue Gedanken, Motive und Formen. Besonders eng gestaltet sich das Verhältnis des Dichters zu seinen Zuhörern. Diese bilden einen festen Bestandteil seiner Dichtung, und der Verkehr mit seinem Publikum verleiht den Liedern Singenbergs jenen frischeren, dramatischen Zug, den wir bei Walther so sehr bewundern. Mitten unter den Zuhörern bewegt sich der Sänger, nicht mehr steht er ihnen wie Reimar getrennt gegenüber; eine Art Gleichberechtigung verbindet beide Teile, so daß der Dichter es wagen kann, Lehren über Zucht und Wohlverhalten an die Jugend zu richten, die sich ab und zu zu geschlossenen Vorträgen verdichten (B S M II, 12. und 13). Damit war der Kreis der eigentlichen Minnedichtung oder Liebeslyrik bereits überschritten. In der Tat geht denn auch Ulrichs Stoffwelt über diese reine erotische Poesie hinaus und erweitert sich nicht unwesentlich durch religiös-moralische Strophen, die ernste Betrachtungen über die Vergänglichkeit des Irdischen eröffnen (B S M II, 30). Eine Allegorie auf

die Frau Welt, die mit der Totenklage um Walther schließt, beides der älteren Minnedichtung nicht geläufig, die Parodie auf Walthers Vokalspiel (B S M II, 24 und 31) schließen sich an. Dazu kommen vereinzelt dramatische und epische Motive; jene, außer in den Liedern, die lebhaften Verkehr mit dem Publikum bezeugen, in den Wechseln (B S M II, 4 und 18) und den Dialogen (B S M II, 7. 14 (Tagelied) 28 und 34), im Botenlied und Wächterlied (B S M II, 5 und 9), wo der Dichter sogar in dramatischen Rollen auftritt, diese in einem kleinen einstrophigen Liedchen (B S M II, 3), das uns den Dichter in einer bestimmten Situation vorführt, in der Allegorie (B S M II, 24. vergl. 32, Str. 2) und, einzeln darstehend, in zwei Liedern (B S M II, 30 Str. 5 und 12 die beiden ersten Strophen). Dramatisch-epische Elemente vereinigt das Tagelied (B S M II, 14).

Neben diesen strophischen Liedern Ulrichs von Singenberg geht eine andere Tätigkeit, mit der er recht eigentlich erst die Bahn des Neuen beschritt: seine Spruchdichtung. Nur Weniges ist uns hiervon erhalten, gewiß nicht zufällig. Bis auf Walther laufen die beiden Zweige des Minnesanges, die lyrische Poesie und die Spruchdichtung, ängstlich geschieden von einander, neben einander her, jene eine Domäne der adligen Sänger, diese ausschließlich das Gebiet bürgerlicher Fahrender. So mochte einem vornehmen Manne, wie der Truchseß von S. Gallen war, dieser Bruch mit der Tradition seiner adligen Kunstgenossen, die ein Zusammengehen mit der niedern Klasse der

Fahrenden strengstens vermieden hatten, nicht leicht fallen, nämlich über die Schranken standesgemäßer Exklusivität hinauszukommen. Daß er es seinem Meister Walther folgend tat, beweist eben, wie richtig er das Vorgehen seines Vorbildes zu würdigen verstand und wie sehr er das Zeitgemäße dieser Dichtungsart erkannte. Indem er aber sich hier Beschränkung auferlegte, kam er seinen Standesgenossen wiederum einen Schritt entgegen. Hier im äußersten Südwesten des Reiches war er es jedenfalls, der der neuen Kunst die Bahn gebrochen hat. Außer der Parodie zu Walther (B S M II, 20) und den politischen Sprüchen (B S M II, 32) beschäftigen sich drei mit religiösen und moralischen Fragen (B S M II, 19) [1]), einer fertigt einen ungebetenen Ratgeber ab und der letzte beklagt den Tod eines in der Jugend gestorbenen und durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Fürsten, dessen Namen die Handschrift nicht erhalten hat (B S M II, 33). Und in diesen Sprüchen kommen alle jene Elemente zu Tage, die sich sonst nur zerstreut in Singenbergs Poesie finden. Es gelingen ihm Bilder und Vergleiche; Allegorieen, Reminiscenzen aus Bibel und Geschichte begegnen; epische Einleitungen und Schilderungen beginnen die Sprüche.

Wollte man die Grundstimmung der Singenbergischen Liebeslieder charakterisieren, so könnte man sie mit Bartsch (B S M II, Einl. 35) eine elegische,

[1]) Wenn L W 30, 29 und 31, 3 vom Singenberger sind (W R p. 210 u. Einl. 17), so kämen noch zwei Sprüche hinzu.

eine sanfte Trauer über unerhörte Liebe nennen; doch ist damit keineswegs das Wesen derselben erschöpft. Neben dem Trauern machen sich Bitten, Forderungen und zuversichtliche Hoffnung geltend, die häufig einen froheren Ausblick gewähren (B S M II, 3. 4. 7. 10. 11. 18. 23. 26); ungeduldige Vorwürfe begegnen nicht selten (B S M II, 10. 25. 27. Wechsel und Dialoge). Mit Nachdruck weist er darauf hin, daß sein Gesang die Dame zum Danke verpflichte (B S M II, 1. 25. 23. 18. 4. 2); auch das begegnet, daß er der Geliebten den Dienst aufkündigen will (B S M II, 27) oder daß er sich zu direkten Drohungen versteigt (B S M II, 28 und 34). Solch drastischer Mittel bedient sich der Truchseß offenbar, um seinen Gedichten einen humoristischeren Anstrich zu geben; so unverkennbar in den Wechseln und Dialogen: im ersten Wechsel (B S M II, 4) nimmt der Refrain in humorvoller Weise, die Hoffnungen und Versprechungen der Strophen zurück; im zweiten Wechsel (B S M II, 18) erklärt sich die Dame, durch die Unfuge des Dichters eingeschüchtert, bereit, seine Liebe erwidern zu wollen. Eine ähnliche komische Umwandlung bei der Dame bringt der erste Dialog (B S M II, 7): Die Geliebte weist den Werber anfänglich mit besonders drastischen Ausdrücken zurück, um schließlich einige Aussicht auf Erfolg dem Dichter zu eröffnen. Nicht rechten Glauben findet er im letzten Dialoge (B S M II, 34); unter allerhand spöttischen Worten hält die Dame ihn hin, bis er zuletzt ärgerlich abbricht. Widerrufe, wie solche der erste Wechsel im Refrain zeigte, bilden die

Grundlage des zweiten Dialoges (B S M II, 28). Der Dichter wird ein allzu zudringlicher und plumper Bewerber, der eine gewandte Ablehnung seitens der Dame erfährt; mit leichter Wendung gesteht er sein unziemliches Verhalten ein und erklärt sich der Geliebten nunmehr völlig untertan. Das gleiche Motiv, das auf Überraschung und Widerruf aufgebaut ist, verwendet Singenberg noch einmal (B S M II, 27). Aber auch außerhalb der eigentlichen Liebesdichtung begegnen solche scherzhaft gehaltenen Partieen, der Dialog zwischen Vater und Sohn (B S M II, 26), die Parodieen zu Walther (B S M II, 20 und 31). Das Wesen dieses Humors ist eine eigentümliche Mischung von Spott und Ironie, häufig zu einer Art Selbstverspottung umgebogen (B S M II, 27. 28. 31). Bezeichnend sind auch die mannigfachen drastischen Ausfälle, zu denen sich der Dichter hinreißen läßt (B S M II, 7. 28. 31.). Nehmen wir die Stellen hinzu, wo Ulrich die Jugend zu Freude, Spiel und Tanz auffordert, so ändert sich die Grundlage seiner Liebesdichtung und damit seiner Dichtung überhaupt nicht wenig zu Gunsten einer ungezwungeneren, heitereren Lebensauffassung. In der Tat ist es denn auch gerade diese scherzhafte Seite seiner Dichtung, die in dem einzigen auf ihn erhaltenen Nachruf von Reimar von Brennenberg (B Ld 46, 65) Anerkennung findet: von Sente Gallen friunt, dîn scheiden tuot mir wê: dû riuwes mich, dîns schimpfes maniger kunde wol gelachen. Größe zur Eigenart darf man freilich weder hier noch bei der sonstigen Weltanschauung des Dichters suchen. Diese

letztere geht nirgends, auch wo es sich um religiöse, moralische oder politische Fragen handelt, in die Tiefe. Die Erörterungen religiös-moralischer Art sind warm empfunden, aber nirgends zu einem originellen Gedanken konzipiert, die politischen Sprüche lassen vollends das hohe sittliche Pathos oder gar die fortreißende Leidenschaft eines Walthers vermissen. Merkwürdig und für Ulrich von Singenberg bezeichnend ist die häufige Wiederholung einiger Gedanken und Motive, die dem inneren Reichtum des Dichters gerade kein glänzendes Zeugnis ausstellen. Einiges hat Bartsch schon angeführt (B S M Einl. 35 f.), anderes zeigte sich in der Verwendung gleicher Motive bei den Wechseln und Dialogen (siehe oben); ebenso wird das Hereinziehen des Publikums in die Gedichte wiederholt von der gleichen Seite angefaßt (B S M II, 12 u. 13. 22 u. 26), ferner die religiösen Anschauungen des Dichters (B S M II, 19 Str. 1 u. 2. und 30), schließlich die Klage um den verstorbenen Fürsten und um Walther hinsichtlich ihres Schlusses (B S M II, 33, 2 Str. u. 24, 5 Str.). Überhaupt läßt sich häufig eine gewisse Weitschweifigkeit in der Formulierung einzelner Gedanken und in der Konzeption mancher Gedichte beim Truchsessen nicht bestreiten, so, wenn er in dem Spruch B S M II, 19, 2 Str. denselben Gedanken ein zweites Mal wiederholt und ähnlich B S M II, 30, 2 u. 3. Strophe. Oft tritt derartiges im ganzen Gedichte ein, indem der leitende Gedanke immer wieder paraphrasiert wird, ohne sich allerdings in besondere Tüfteleien zu verlieren (B S M II, 24, 1—3 Str. 10, 1—4 Str. 20. 8. 2),

was den Singenberger vor älteren Dichtern wie Reimar auszeichnet.

Dreimal in seinen Gedichten erwähnt Ulrich von Singenberg Walther von der Vogelweide als seinen Meister, dessen Spuren er folge (B S M II, 20. 24. 31). Wirklich lassen sich denn auch die Einwirkungen Walthers auf den Truchsessen schon in der äußern Form erkennen. Dieselben Strophenformen wie Walther hat Ulrich in den Parodieen benutzt. Die erste von ihnen (B S M II, 20) hebt in wenig zarter Weise die eigenen glücklichen Verhältnisse gegenüber denen des Meisters hervor, dessen Spruch L W 28, 1 sie gilt. Geschickt ist der Aufbau des Spruches geordnet. Der erste Teil, in anderen Reimen wie die korrespondierenden Zeilen Walthers, leitet durch Schilderung der eigenen Lage als Sänger zum Namen des Vorbildes über. Es folgt mit Übereinstimmung des Reimes der zweite Teil, Gegensatz zwischen Walther und Ulrich, dem sich der dritte, nunmehr sogar unter Wahrung der gleichen Reimwörter und engster Anlehnung an Walthers Spruch anschließt mit abermaliger deutlichster Hervorkehrung des eigenen häuslichen Wohlbehagens, eine Steigerung von Form und Inhalt, die sich so aufs trefflichste decken. Vor dem Geiste seiner Zuhörer läßt Ulrich gleichsam Walthers Gedicht mit seiner Parodie zugleich erstehen. Im Jahre 1220 ist L W 28, 1 gedichtet worden (W L W 119 f. B W 75. 82). Kurz darauf muß Ulrich seine Parodie verfaßt haben, denn nur unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Waltherschen Spruches konnte sie ihre volle Wirkung erzielen. Man könnte versucht

sein, auch für die andere Parodie des Singenbergers einen solchen zeitlichen Anhalt zu geben, denn L W 75, 25 muß 1210 oder 1211 verfaßt sein (B W 66. W L W 75. W W 75, 25 Vorbemerkung. Schröder, Z. f. d. A. 46, 92). Indes erfreute sich dies Lied offenbar auch noch späterhin einer weiteren Verbreitung, wofür die Parodie Rudolfs des Schreibers (M S H 2, 264) und die Überbietung der Reim- und Strophenform im Seifried Helbling sprechen. Man ist daher kaum genötigt, Ulrichs Parodie (B S M II, 31) als gleich im Anschluß an Walthers Gedicht entstanden anzusehen, was bei der ephemeren Wirkung des Spruches L W 28, 1 als notwendig erscheint. Das Reimschema dieser zweiten Parodie war von vornherein festgelegt, höchstens kam es darauf an, einige neue Reimwörter zu finden, was denn auch Ulrich gelungen ist. Der Aufbau des Ganzen gliedert sich eng an Walther an: zwei Strophen Einleitung, dann beginnt das eigentliche Thema. Bei Singenberg ist es die Liebe, von der die Erlösung erwartet wird, freilich eine Liebe sehr realistischer Natur (Nr. 4). Wegen dieses offenen Bekenntnisses verfällt er, der ein struppiger Kerl ist, dem Spotte der Leute. Gleich in der ersten Strophe gibt er sein Vorbild bekannt, und zwar in einem Verse, der einem Verse in der betreffenden Strophe Walthers besonders nahe steht, was sich ebenso in jeder folgenden Strophe wiederholt (Giske, Z. f. d. Ph. 15, 69). Namentlich von der î-Strophe an wird die wörtliche Anlehnung an Walther ziemlich stark, wodurch der Charakter der Parodie immer mehr betont wurde. Demselben Zwecke

dient auch die Schlußpointe: das spöttische Gelächter, worin seine Zuhörer ausbrechen. Indem sich der Dichter selbst gleichsam in der Rolle eines Walthers dem Gespötte preisgab, war die parodistische Aufgabe aufs beste gelöst. Nebenher gestattet sich Ulrich in dem Liede eine kleine Neckerei seines Publikums. Indem er scheinbar auf ihre Wünsche (Str. 1 u. 2) eingeht, biegt er plötzlich ins Gegenteil um und hat sie zum besten, dadurch daß er doch ein Lied der Liebe anstimmt. Freilich wurde damit alles ins Komische gezogen, seine Zuhörer, sein Vorbild und sein eigenes Ich. Darüber ging allerdings alles verloren, was das Lied seines Meisters so sehr auszeichnet: Die kunstvolle Schlichtheit und Einfachheit, die schöne Anschaulichkeit und Bildlichkeit, die Frische der Naturschilderungen. Auf die Verwandtschaft der Form der politischen Sprüche Singenbergs mit Walthers Tone L W 13, 5 ist schon oben (S. 53 Anm.) hingewiesen worden. Gegenüber der Klarheit und Prägnanz Walthers macht sich bei Ulrich nicht selten die Lust an dunklen Allegorieen und gewählten Vergleichen bemerkbar (B S M II, 32, 8. 1. 29) und zugleich die Sucht, durch eine bestimmte Art der Verallgemeinerung die Spitze abzustumpfen (B S M II, 32, 7. 28). In den übrigen Sprüchen (B S M II, 19 u. 33) tritt öfters eine unangenehme Weitschweifigkeit zu Tage (B S M II, 19), die neben ähnliche Sprüche Walthers gehalten geradezu ermüdend wirkt. Von Waltherscher Art beeinflußt, erweisen sich auch die Wechsel und Dialoge des Singenbergers (B S M II, 4. 18. 7. 28. 34). Walther bietet in

seinem Liede LW 70, 22 eine eigenartige Form, die in der Mitte zwischen dem im älteren Minnesange üblichen Wechsel und dem eigentlichen Dialoge steht. Sprechen in den alten Wechseln die Personen von einander als Abwesenden, so reden sie im Dialoge zu einander. Walthers Lied unterscheidet sich von der ersten Form insofern, als durch zwei Strophen der Geliebte oder die Geliebte sich der Anrede in zweiter Person bedienen, von dem Dialoge, als die beiden übrigen Strophen sich in dritter Person an den Betreffenden, dem ihr Inhalt gilt, wenden, also gewissermaßen an einen abwesend Gedachten. Diese etwas gezwungene Form gebraucht Ulrich von Singenberg noch zweimal (BSM II, 4 u. 18). In beiden Liedern redet der Mann von seiner Dame als einer Abwesenden (Strophe 1 u. 2), worauf die Frau (Str. 3) sich an den Dichter direkt in zweiter Person wendet. Im ersten Liede wird das Unnatürliche dieser Art durch den Refrain gemildert, der sich als gemeinsames Band um das Ganze schlingt und die Situation des Gedichtes in den Kreis des Publikums verlegt, aus dem die Dame dann hervortritt, um die an die Zuhörer gerichteten Klagen zu beantworten. Walther ist der erste im Minnesang, der den reinen Dialog zwischen Dichter und Frau ohne jede epische Einleitungsformel bringt (LW 43, 9. 85, 34. WLW 334. Anm. 15). Das Gespräch wechselt bei ihm Strophe um Strophe, nur in 85, 34 ist die letzte nochmals unter die Redenden geteilt. Diese Form des Dialogs benutzt der Truchseß einmal (BSM II, 28), während die Form

der kurzen Wechselreden, die die beiden andern Dialoge Singenbergs zeigen (BSM II, 7 u. 34), in der Liebeslyrik Walthers kein Beispiel hat, wohl aber einmal in einem Spruche zwischen Herrn und Knecht (LW 82, 11). Die Form der kurzen Wechselreden stammt aus dem Romanischen (BR 82. ADB 28, 96. Schönbach Anfänge 21 f.) und wurde im Deutschen Minnesange zuerst von Johansdorf (MF 93, 12), allerdings mit epischer Einleitung, und, wenn auch nicht ganz durchgeführt, von Reimar (MF 177, 10) in einem Gespräche zwischen Boten und Frau angewandt. Der Stil der beiden Singenbergischen Dialoge ist aber völlig abhängig von Walther. Das Charakteristische ist die außerordentliche Lebendigkeit und Schlagfertigkeit, in denen das Gespräch hin- und herschießt; auch die launige Durchführung bis zur Schlußpointe in beiden Liedern ist ganz in Walthers Art. Walther liebt es, in seinen Liedern und Sprüchen in bestimmten Rollen oder Situationen aufzutreten (LW 56, 14. 12, 6. 94, 11. 8, 4 u. a.), er führt ausgedehnte Allegorieen in den Minnesang ein, Parodieen zu den Strophen eines Vorgängers (Reimar. LW 111, 23 zu MF 159, 1 u. 159, 37) und die Totenklage um einen Kunstgenossen. Das alles macht ihm Ulrich nach. In der Parodie auf Walthers Vokalspiel (BSM II, 31) führt er sich gleichsam als Walther vor, in einem andern kleidet er sich in die Rolle des Wächters, der den Ritter zum Aufbruch gemahnt (BSM II, 9); als Bote der Frauen erscheint er vor der jungen Männerwelt (BSM II, 5). Bestimmte

Situationen zeichnen die Lieder BSM II, 3 und die andere Parodie (BSM II, 20). Allegorieen bilden der Spruch BSM II, 32, 8 und das Lied auf die Frau Welt (BSM II, 24), das mit der rührenden Totenklage um seinen Meister Walther schließt, sicherlich gleich nach dem Tode Walthers 1228—29 entstanden. Wie Walther Reimar parodiert, so Singenberg wieder ihn. Der Einfluß Walthers auf die äußere Form- und Stoffgestaltung der Gedichte des Singenbergs zeigt sich indes nicht nur in einzelnen Liedern, sondern er läßt sich auch in gewissen, allgemeineren Zügen verfolgen, die sich mehr oder minder über die ganze Dichtung des Tuchsessen erstrecken. Walther flicht allgemeine Betrachtungen über Wesen und Wert der Minne, über den erzieherischen Einfluß der Frauen, über das Glück der Liebe, über die Torheit derjenigen, die sich dem Frauendienst entziehen, über das Verhalten in der höfischen Gesellschaft in seine Lyrik ein. Anfangs sind solche Erwägungen noch vielfach ausführlich und mehr um sich selbst da, und die persönliche Beziehung soll die allgemeine Gültigkeit der aufgestellten Behauptung dartun; so durchbrechen oder unterbinden sie nicht selten den ursprünglichen Gedankenkreis des Gedichtes. Später werden sie schärfer abgegrenzt, und zuletzt kursieren sie als kurzgeprägte Sätze; ihr Zweck ist ein umgekehrter geworden: sie stützen den persönlichen Einzelfall, indem sie ihn zur allgemeinen Anerkennung und Geltung erheben. Beides begegnet beim Singenberger (vergl. oben S. 57 f.), wenngleich er auch jene Fragen nach Ursprung und Wesen der

Minne hat fallen lassen und längere Raisonnements inniger mit seiner Person verknüpft und somit fester dem Gefüge des Gedichtes einordnet. Überhaupt sind die längeren Erörterungen entschieden selten bei ihm (B S M II, 10 Str. 1 und 3. 12 Str. 3. 17 Str. 2. 25 Str. 2). Meist stehen sie in der Mitte des Ganzen, und das Gedicht gruppiert sich um sie herum. Beliebter und ungleich häufiger ist die zweite Art bei Ulrich von Singenberg. Entweder schickt er solch kurze allgemein gültige Sätze als Überschrift dem Ganzen voraus (B S M II, 6. 32, 1 und 22) oder, was weit öfters der Fall ist, läßt er ein Gedicht mit einem solchen Satze auslaufen (B S M II, 5 Str. 3. 25. 27. 32, 7 und 28. 34). Oft genug finden sie sich indes auch mitten in den Liedern, auch hier wieder gerne mit dem Anfang oder Ende einer Strophe verbunden (B S M II, 8 Str. 3 gewalt der sol genaedic sîn. Str. 4 daz selten von dem guoten iht wan guotes gât. 18 Str. 3 swer zürnet sô daz ez gât vür die êre sîn, der übersiht der wîsen rât. 19 Str. 2 swer sich miltet, dem wirt hoehe nâchgeselle. 23 Str. 4 al der welte nieman kan sô gebâren daz sie alle dunke guot. 26 Str. 3 ez ist reht daz man genâde vinde. 30 Str. 3 swer weiz und doch niht wizzen wil, der sleht sich mit sîn selbes hant. Str. 7 der hiute in swebenden fröiden swebet an allen sachen, der mac sîns herzeliebes lîhte morgen nien erlachen. 34 Str. 1 gedanke vüegent wol gemach und ungemach). Häufig sind es Sprichwörter, oder die Sätze haben, wie man sieht, etwas Sprichwortartiges an sich. Auch längere direkte Reden, wie in den späteren Liedern und

Sprüchen Walthers, begegnen (B S M II, 1 Str. 4. 30 Str. 5. 31 Str. 2). Wie Walther, verwendet Singenberg besondere Sorgfalt auf Anfang und Schluß seiner Gedichte, sei es, daß er die Aufmerksamkeit des Publikums gleich im Beginn fesseln will durch bestimmte Anrede (B S M II, 1. 7. 11. 20. 23. 28. 30), durch rhetorische Frage (B S M II, 1. 34), durch lebhaften Ausruf (B S M II, 9. 11. 13. 23), durch Beteurung (B S M II, 4), oder daß er gleich sein Thema aufstellt, das er behandeln will (B S M II, 5. 10. 17. 24. 27. 30. 32, 1), zuweilen in der Form der Frage oder des Problems, das ihn beschäftigt (B S M II, 2. 34), oder dadurch, daß die Gesellschaft ihm mit einer Frage entgegenkommt (B S M II, 8). Von allgemeinen Gedanken wendet er sich zur Erörterung persönlicher Angelegenheiten (B S M II, 6. 9. 18); gleich in den ersten Worten wird der leitende Gedanke kundgegeben (B S M II, 12. 13). In ähnlicher Weise wird auch der Schluß der Gedichte markiert, indem er in ein Sprichwort oder sprichwörtliche Redensart ausläuft (s. oben). Eine Empfindung, manchmal emphatisch hervorgehoben, gibt dem Liede seinen Abschluß (B S M II, 1. 3. 20. 21. 24. 33 Str. 2), eine unerwartete Wendung verknüpft sich mit dem Schlusse (B S M II, 4. 27. 28), oder dieser endigt in witziger Form (B S M II, 26. 31); das stärkste Beweismittel setzt dem Ganzen die Krone auf (B S M II, 34) (vergl. W L W 257 ff. und W W Einl. 96 ff).

Neben diese mehr äußerliche Einwirkung Walthers auf Form und Stoff von Singenbergs Gedichten tritt

nun als Ergänzung auch eine solche auf Gedanken und Anschauungen des Truchsessen. Die eigenartige Auffassung mancher Motive, die besondere Prägung mancher Gedanken lassen deutlich die Walthersche Schulung erkennen. So ist das Verhältnis zwischen Sänger und Publikum bei Singenberg in einer Walther ähnlichen Art und Weise dargestellt. Ganz neu und eigenartig hatte Walther diese Wechselbeziehung zwischen Dichter und Zuhörern zu gestalten gewußt. Anfangs zwar steht er seinem Publikum noch isoliert gegenüber, allmählich aber schreitet er von seiner einsamen Warte hinab mitten in den Kreis seiner Zuhörer: ein Gleicher tritt er Gleichen gegenüber, an ihren Freuden und Leiden nimmt er teil, wie sie umgekehrt mit ihm Lust und Schmerz empfinden sollen. Je freier und selbständiger seine Kunst wird, desto mehr wird ihm das Publikum ein unentbehrlicher Bestand seiner Dichtung, selbst in die Aktion seiner Gedichte greift es ein, und fortan beansprucht dies Motiv seinen festen Platz innerhalb seiner Lyrik, so daß sich sogar aus der Art und Weise, wie es von Walther gehandhabt wird, eine Geschichte seiner Kunst herauslesen ließe (Hildebrand, Z. f. d. A 38, 8). Gerade diese spätere Art Walthers hat Ulrich von Singenberg übernommen, und nicht zum wenigsten verdankt er derartiger Nacheiferung den frischen Zug, der durch so manche seiner Lieder weht. Mit Walther teilt er das lebhafte Bedürfnis, durch seinen Vortrag die Gesellschaft zu unterhalten und zu fesseln (B S M II, 10 Str. 5. 23 Str. 5). Es sind Klagen über mangelnde Anerkennung; noch

steht der Dichter jener früheren Art Walthers nahe, er gebärdet sich wie ein Mann, der für erwiesene Dienste Lohn in Anspruch nimmt, die Gesellschaft und er stehen sich gegenüber (W L W 263 f.). (Zur zweiten Stelle cf. W 112, 10). Auch den Wechsel (B S M II, 18) mag man am besten hierher rücken. Mit den Freuden der Welt will er nichts mehr zu schaffen haben, von den lieblichen Frauen will er nicht mehr singen aus Unmut über allzu langes Warten in der Liebe, jedoch bald läßt er sich von der Frau an seine Pflicht erinnern, und wir zweifeln nicht, daß er unter den von ihr verheißenen Aussichten sich seines alten Amtes wieder annehmen wird. Schon zeigt sich in diesem Gedichte der Einfluß der volkstümlichen Lyrik Walthers (cf. W 72, 31 wo der Dichter ebenfalls von seinem Mißmute durch andere bekehrt wird). In der Tat tritt Ulrich denn auch (B S M II, 5) im Namen der Frauen als Bote auf, sich den jungen Männern gegenüber für die Frauen zu verbürgen. Mit diesem Liede stehen wir schon mitten in Walthers Art drin; das intime Verhältnis zu den Zuhörern ist gewonnen: als einer der Ihrigen kommt er zu ihnen und unterhandelt mit ihnen. Wie Walther nimmt er das Publikum zum Vertrauten und zu Helfern in der Not (W 72, 37. 74, 10), so B S M II, 4 der Refrain; II, 22, 1 Str.; II, 23, 3 Str.; II, 26, 1 Str.; II, 29. Und nun wird diese Beziehung zur Gesellschaft eine besonders enge; wie Walther bewegt er sich mitten unter ihr, hört ihre Bitten, stellt seine Gegenforderungen (B S M II, 8, 1 Str.; II, 31, 2 Str.), ruft sie zur Freude und zum gemeinsamen Preise des Frauengeschlechtes

mit ihm auf (B S M II, 11, 1 u. 4 Str.), fordert ihre Bestätigung, die er allerdings nicht abwartet (B S M II, 34, 1 Str.), kritisiert ihr falsches Verhalten, namentlich das der Jugend, (B S M II, 12 u. 13. 26, 1 Str.). Allen es recht machen zu können, hält er sich nicht für berufen (B S M 23, Str. 4). Seines Wertes in der Gesellschaft ist er sich voll bewußt (B S M II, 1, 1 u. 4 Str.; 6, 2 Str.); nicht mehr ist er wie früher ängstlich um ihren Beifall besorgt. Diese Vertrautheit im Verkehr mit seinem Publikum ist indes nicht nur als unter dem Einflusse Walthers entstanden anzusehen, sie findet in zweiter Linie ihre Erklärung in der von vornherein gesicherten gesellschaftlichen Stellung, die der vornehme Truchseß einnahm, während Walther sich diese erst allmählich erkämpfte. Als Gedichte, die sich der Waltherschen Auffassung dieses Motives besonders nähern, verzeichnen wir B S M II, 5. 12. 13. 22. 26. 29. 11[1]).

Den Mittelpunkt der Lyrik Singenbergs bilden die Liebeslieder. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß sich diese im allgemeinen in hergebrachten Bahnen bewegen, Gedanken und Betrachtungen sind vielfach die seit Alters her üblichen. Trotzdem macht sich

---

[1]) Man vergleiche folgende Stellen Walthers zu B S M II, 5: W 44, 35. 46, 13. 24, 9. B S M II, 12: W 64, 31. 110, 27. 117, 29. 51, 21. 112, 10. 26, 13. 24, 3. 93, 20. 42, 31. B S M II, 13: W 42, 35. 90, 27. 64, 8. 85, 30. 103, 4. 14, 33. 103, 6. 22, 25. 82, 3. 102, 29. 122, 14. B S M II, 22: W 42, 33. 72, 36. 74, 10. 120, 18. 45, 21. 53, 35. 53, 27. B S M II, 26: W 119, 35. 112, 10. B S M II, 11: W 19, 37.

auch bei ihnen eine eigenartigere Prägung häufig bemerkbar, als deren Vorbild wir Walther ansprechen müssen [1]). Die Liebe ist dem Singenberger wie allen Minnesängern der Quell irdischen Glückes (B S M II, 6 Str. 1; 10 Str. 3; 11 Str. 4; 17 Str. 2), und so äußert sie denn auch ihren sittigenden Einfluß auf den Mann (B S M II, 24; 25 Str. 2; 11 Str. 4; 5 Str. 2). Mit der Zeit wird die Minne eine Schule der Erziehung, in der man die Gesetze der Schicklichkeit und des Anstandes erlernt, so namentlich bei Walther (W 43, 9. 85, 34). Diesen Zug entlehnt ihm Ulrich von Singenberg, jedoch nicht ohne eine gewisse Einschränkung. Sind W 43, 9 und 85, 34 eine Art höfischer Tugendspiegel, in dem sich beide Liebenden gegenseitig belehren, so fallen solche moralischen Betrachtungen bei Singenberg mehr nebenbei ab. Er beginnt mit dem Preise des ganzen Geschlechtes (B S M II, 11 Str. 4), nichts kommt dem Weibe gleich (B S M II, 12 Str. 3): waz kan wîbe und wîbes êren und ir güete sîn gelîch? W 93, 20 waz hât diu werlt ze gebenne liebers danne ein wîp? Galanterie und Wohlanstand fordern, den Frauen ihrer Güte wegen zu dienen (B S M II, 25 Str. 2): wan sol in dienen umbe daz, daz nicht sô guotes lebet alsam

[1]) Im Folgenden sind solche Stellen Walthers angeführt, die wir als maßgebend für den Singenberger erachten, ohne leugnen zu wollen, daß diese Stellen häufig schon verwandten Ausdruck im vorwaltherschen Minnesang gefunden haben. Wo wir der Ansicht waren, daß solche verwandten Fassungen auch vom Singenberger benutzt sind, ist überall auf die betreffenden Stellen in W L W Anmerkungen oder M F hingewiesen.

die guoten, und dur die guoten sol man baz die andern êren danne sis doch muoten, W 99, 8 er ist rehter vröide gar ein kint, der ir niht von wîbe wirt gewert. dâ von sol man wizzen daz, daz man elliu wîp sol êren und iedoch die besten baz, denn sie verleihen dem Manne Freude und Ehre und Würde (B S M II, 4 Str. 2): der werden wirde wirdet mich . . . ir saelde saeldet lîp und êre swem si wil. So erfreut und erzieht die Minne zugleich, conf. W 96, 9 u. 15; 91, 21; sie wird Lehrmeisterin zu allem Lieben und Schönen (B S M II, 23 Str. 1): saelderîche saelic wîp, wie dû lêrest herzeliebe widerleben, (26 Str. 2): werdez wîp, nû wirde ouch mich: wan wirde ich iemer wert, daz muost dû lêren; daher weist die Liebe den Weg zu Zucht und Schicklichkeit (B S M II, 18 Str. 3): swer zürnet sô, daz ez gât vür die êre sîn, der übersiht der wîsen rât erklärt dem erzürnten Sänger die Frau, und noch deutlicher weist sie ihn B S M II, 28 in die Grenzen des Anstandes zurück. Dieses Gedicht schließt eine gegenseitige Belehrung ein ganz in Walthers Sinne, das Wort lêren wird hier zu seiner typischen Bedeutung im Minneleben erhoben, ähnlich wie verwandte Ausdrücke in W 43, 9 (43, 14 u. 27). Wie Walther die staetekeit als Krone der Frauentugenden betont W 43, 29, so fordert auch Singenberg seine Dame zur Beständigkeit auf, wenn sie ihn allerdings auch damit zu Grunde richten wird, und sie selbst rühmt sich dieser Tugend (B S M II, 28 Str. 1 u. 2): sô sît staete an der getât. „daz ich staeteclîche mîner êren pflege“. Sie freut sich, einen Ratgeber gefunden

zu haben, dur des rât ich gerne unvuoge enbir' (Str. 2); auch Walther hebt die mit Heiterkeit verbundene Zucht der Frauen hervor, W 43, 31 kumt iu mit zühten sîn gemeit. Wie die Frau bei Singenberg dem Dichter die Anerkennung ausspricht: wol ouch mich, daz ir mich wîset rehte wege. ir hânt wol gerâten mir, swer alsô rehte râten kan . . ., so erklärt sie bei Walther, nur dem seien die Frauen hold, der auf rechten Wegen wandle, W 44, 2 wan der erkennet übel unde guot. Bei Walther will die Frau den Handel schlichten W 43, 25, bei Singenberg läßt der Dichter selbst von seinem Streite ab (Str. 5); die Ablehnung aber, die Singenberg von seiner Dame erfährt, erinnert lebhaft an den andern Dialog Walthers, W 85, 34, nur daß bei Walther alles anmutiger, feiner und gewissermaßen durchgeistigt ist, während Singenberg in Plumpheiten und Rohheiten verfällt. Die Minne wird auf diesem Wege ein moralischer Faktor ersten Ranges, sie ist nicht nur der Ursprung alles irdischen Wohlbefindens, sie wird sogar als Vorbedingung zu Gottes Huld und der ewigen Seligkeit von Walther und seinem Schüler gepriesen, W 81, 31—82, 10; BSM II, 34 Str. 5 (MF 88, 33. Zur Auffassung der Waltherschen Stelle BR 154. WLW 179. BW 96). Der Gedanke aber, daß die unerhörte Liebe durch die erzieherische Macht ihren Wert erhält, findet sich bei Singenberg garnicht (MF 94, 9; 158, 30. W 91, 29; 93, 9).

Durch den erzieherischen Einfluß trägt die Minne zur Läuterung und Veredelung des Charakters bei, am reinsten wird sie sich deshalb dort vorfinden, wo die

meisten Tugenden vorhanden sind; diese bestimmen den Minnedienst, indem sie die Liebenden gegenseitig aneinander fesseln. Namentlich die Frau bedarf solcher Tugenden, und in der Tat sind die Epitheta, die diese wiedergeben, beim Singenberger zahlreich genug, ohne daß sie jedoch gegenüber der früheren Minnedichtung eine originellere Fassung trügen: süeze, werde, güete, saelde, êre u. s. f. und die dazu gehörigen Adjektive, daneben einige sonst nicht so gebräuchliche wie hôhgemuot, hövesch, reine; zweimal wird die Weiblichkeit besonders betont (B S M II, 12 Str. 4) wîbîn wîp (M F 124, 8), (B S M II, 28 Str. 3) wîplîche güete (W 109, 27). Der Dichter rühmt sich gerne seiner Treue und Beständigkeit (B S M II, 2 Str. 2 conf. W 115, 14), aber auch von der Frau wird das gesagt (B S M II, 9 Str. 5). Überhaupt ist die Frau ohne Makel, gerne stellt sie Ulrich als die schlechthin Beste dar, an der nichts auszusetzen sei, als daß sie ihn nicht erhöre (B S M II, 6 Str. 3; 26 Str. 4. vergl. W 59, 19—25), oder durch Einschränkung wird ihre Vortrefflichkeit erst recht ans Licht gezogen (B S M II, 22 Str. 3): in weiz waz wunders ieman hie bevor an wîben saehe und (21 Str. 1) der iemer nâch dem wunsche schoenes wîbes solte vâren, der kunde si nâch mînem dunke schoener niht gemachen, dazu das Walthersche W 51, 4 lîhte sint si bezzer, dû bist guot. Das Urteil der Welt hilft derartigem Lobe zu noch höherer Anerkennung (B S M II, 29): ob ich der guoten guotes gan, daz wîzet nieman wîser mir. sît ich ir künde alrêrst gewan, sô hâte ich hôhen muot von ir, W 43, 9

ich hoere iu sô vil tugende jehen, daz iu mîn dienest iemer ist bereit, auch W 64, 27 u. W L W 349, Anm. 102. Solche trefflichen Eigenschaften pflegen dann auch nicht ohne Einfluß auf den Mann zu bleiben (B S M II, 28 Str. 1): frouwe mînes herzen und der sinne gar (B S M II, 4 Str. 2) sie leiten ihn zur vuoge an (siehe oben). Ihre Schönheit und ihr Gebahren sind die Ursache seines Liebeswehs (B S M II, 23 Str. 2. W 64, 27—30. W L W 351 Anm. 115), ihre Schönheit erregt die Lust (B S M II, 24 Str. 3): er muoz lachen swer ir under ougen siht conf. W 100, 21. Gott hat seine Kunst an ihr als seinem Meisterwerke bewiesen (B S M II, 22 Str. 2): er sol ze rehte lange mezzen, der an si sô ebene maz, daz er an ir zer werlte nie nâch vollem wunsche weder des noch des vergaz, (25 Str. 2): ez solden hundert tûsent wol geniezen der saelekeit, die got mit werdem vlîze an si nâch allem wunsche hât geleit, conf. W 53, 35; 45, 23; W L W 352, Anm. 117 (ohne Frage ist Singenbergs sinnlichere Darstellung sicherlich eher von Walther als von Hausen beeinflußt). Wie Walther pflegt Singenberg gern zwei Attribute bei seiner Dame herauszukehren: eins preist den körperlichen, das andere den geistigen Vorzug (B S M II, 15 Str. 1): schoene unde guot (W 110, 25. W L W 353, Anm. 119, bei Rietenburg, Dietmar, Hausen und Veldeke wiederkehrend); (22 Str. 3): an lîbe, an schoene, an êren und an muote, W 59, 30; 116, 26: sist ein wîp diu schoene und êre hât; (24 Str. 1): so guot und ouch sô wol getân, W 121, 1; 86, 3; (28 Str. 5): saelde schoene güete, (34 Str. 2): der lieben güete, ir schoene

und ouch ir munt sô rôt genau wie Walther 110, 25: daz hât ir schoene und ir güete gemachet und ir rôter munt; modifiziert (26 Str. 5): ich weiz sie, die guoten, alsô hôhgemuot, (23 Str. 1) saelde rîche saelic wîp, (5 Str. 1) hövesche frouwen hôhgemuote W 27, 35: ein schoene frouwen wolgemuot. Der Wirkung der äußeren Schönheit tritt der Einfluß ihres Verhaltens zur Seite (B S M II, 23 Str. 2): minneclîch gebâren wil mich verderben, daz ich an der guoten sach; daz ir schoene ie wart sô vil, daz hât mir gemachet swaere und ungemach, W 64, 27—30. Walther liebt es, hier und da sich in ausführlicher Schilderung des weiblichen Körpers zu ergehen, (W 53, 25), Singenberg ahmt ihm darin nicht nach: Auge und Mund, das frohe Lachen des Mundes sind fast das Einzigste, was erwähnt wird, nur das Wächter- und Tagelied (B S M II, 9 u. 14) bilden eine Ausnahme. Erst recht nicht zeigt Singenberg die Schönheit in der Bewegung, indem er die Frau in einer bestimmten Situation oder Handlung vorführt, wie das bei Walther so anschaulich geschieht (W 74, 28. 46, 10); hier hält sich Singenberg zu der Art der älteren Minnesänger wie Hausen und Reimar, W L W 186 f.

Die trefflichen Eigenschaften der Frau sind es, die den Sänger veranlassen, ihr seine Liebe zu bekennen; öfters steigern sich solche Bekenntnisse zur feierlichen Liebesversicherung. Dieser Zug ist dem Minnesang allgemein: auch Singenberg hat ihn wie alle übrigen; nirgends jedoch nehmen derartige Versicherungen einen besonderen Ausdruck an, er hütet sich, so über-

schwänglich zu sein wie andere vor ihm, auch darin seinem Meister Walther ähnlich, W L W 188. 356 Anm. 152. Einmal begegnet nur: dâ vür wil ich iemer setzen mînen lîp (B S M II, 26 Str. 2), ein anderes Mal (B S M II, 7 Str. 1): âne got enkan mich niht getroesten wan ir eine. Neben allgemeiner gehaltenen Ausdrücken kommen ab und zu kunstvollere Wendungen vor, die seine besondere Ergebenheit kennzeichnen: (B S M II, 23 Str. 7) ouch nîg ich ir willeclîche, wirt mir state, unz an den vuoz, (17 Str. 3) swie si wil, sô wil ich daz mîn fröide stê erinnern lebhaft an W 116, 21: sô wil ich mich neigen und tuon allez daz si wil; (B S M II, 26 Str. 3): dô gap ich mich dir als eigenlîche, daz ich dir die eigenschaft nie sît zerbrach: des soltu mich armen machen rîche vergl. W. 120, 16 — 24 und 112, 20. Eine solche Liebe muß den Stempel der Aufrichtigkeit an der Stirne tragen, daher die mannigfachen Beteurungen der Treue (B S M II, 2 Str. 2): daz ich bin und ie was mit rehten triuwen wîbes êre vrô, W 94, 3 die ich mit staeten triuwen her gemeinet hân. Er schwört der Frau wie Walther zu, daß er es aufrichtig meine, (B S M II, 7 Str. 4): „ich hân gesworn, daz ich vor lôser manne tucke mich behüete.“ boeser tücke ist mir niht kunt . . . ich swüere iu, daz ich niht kan wan die rihte, vergl. W 71, 19 „nu fürht ab ichz, daz erz mit valsche meine,“ W 74, 27 sêt mîn triuwe, daz ichz meine. Die Liebe ist Herzenssache; Singenbergs Vorliebe für das Wort herze und seine Ableitungen steht unter der Einwirkung Walthers, (B S M II, 3): herzeliebiu

vrouwe, W 49, 25 herzeliebez vrowelîn; (5 Str. 4): von herzen minnen, W 93, 2 von herzen meinen, dann noch B S M II, 14; 24 Str. 4 u. ö., W L W 189. 358 Anm. 165—66. Das Herz kann dem Eindringen der Liebe nicht widerstehen (B S M II, 8 Str. 2): ez wanke hin, ez wanke her, sist wider în, W 55, 10: dû wilt gewalteclîchen gân in mînem herzen ûz und în. Nichts kann die Liebe zum Wanken bringen (B S M II, 7 Str. 5): ich hân iu gedienet âne valschen wanc, W 89, 15 mit triuwen staete sunder wanc; lange hat der Sänger ihr gedient und will ihr auch in Zukunft seinen Dienst leisten (B S M II, 24 Str. 1): der ich diene und al dâ her gedienet hân, sît ich von kinde alrêrest dienen kunde, (10 Str. 1): der vil saelde rîchen wil ich dienen ûf ir saeliclîchen trôst, W 57, 15 der ich vil gedienet hân und iemer mêre gerne dienen wil, W, 98, 28; 117, 15; 52, 25; W L W 360 Anm. 172. Deswegen wird er sie nie verlassen (B S M II, 1 St. 2): frouwe, ich bin der eine, der sich niemer tac von iu gescheiden wil, W 56, 11 dâ von enkume ich niemer, W 112, 23; 64, 22. Sie ist einzig, weswegen er sie vor allen Frauen sich auserkoren hat (B S M II, 2 Str. 1): daz ich si ûz hân gesundert mir ze vröiden gar, W 53, 29 doch hân ich mir dise ûzerkorn. Die Liebe wandelt sich zum Segenswunsch (B S M II, 4 Str. 1): daz vrô mîn muot von herzen sî, des müeze diu vil werde saeliclîche leben, (16, Str. 1): hôhe müeze ir werder lîp an saelden stên, W 14, 34; 52, 18; 109, 3. Die Geliebte ist das Teuerste auf der Welt (B S M II, 17 Str. 1): daz mir nie liebers wart zer welt geborn,

W 42, 28 dû bist aller liebest, daz ich meine, MF 130, 34; 137, 32. Häufig überschreitet solche Liebe das richtige Maß, so im Tageliede (BSM II, 14 Str. 2): „sô vürhte ich, daz dîn minne mich an vröiden gar verderbe, diu niht mâze hât. ich waene an mir diu mâze welle unmâzen," vergl. W 47, 11 nu enweiz ich wes diu mâze beitet, kumet diu herzeliebe, sô bin ich verleitet; WLW 368 Anm. 192. Die Gewalt der Liebe ist ohne Grenzen (BSM II, 17 Str. 1): diu mîn herze und al den lîp âne valsch in ir gewalt betwungen hât, sô daz mir nie liebers wart zer welt geborn zu W 109, 11: diu mir beide herze und lîp ze froiden twinget. mich betwanc nie mê kein wîp alsô. Die Liebe nimmt Herz und Sinn ganz für sich in Anspruch (BSM II, 14 Str. 5): mîn fröude und mîne sinne, mîn lîp, mîn leben, mîne saelde gar hât sô dîn liep in banden, daz ich dir nicht mac entwenken staeter minne, conf. W 44, 17; 98, 9; WLW 192. Die Liebe jagt ihm Furcht vor der Geliebten ein (BSM II, 21 Str. 1): und ir mîns willen wart verjehen mit vorhte als ich ir wort entsaz und ähnlich W 115, 22; 121, 24. Andere, übliche Gedanken hat Singenberg nicht, so das Gegenüberstellen seiner Geliebten mit anderen Frauen (WLW 190), auch nicht, daß die Gedanken die Augen des Herzens sind und ähnliche bildliche Ausdrücke (WLW 192).

Mit dem Liebesbekenntnisse innig verbunden sind die Freuden und Leiden der Liebe; Lust und Leid sind die stetig wechselnden Empfindungen der Liebe, sie nehmen deshalb im Repertoire des Minnesangs einen breiten Raum ein. Die Ausdrücke, welche diese

Gemütsbewegungen bezeichnen, sind bei Ulrich von Singenberg die überall gebräuchlichen. Zu den selteneren Worten gehört das einmal von Ulrich verwendete geil (B S M II, 15 Str. 2) W 66, 29; 116, 36, ein Wort, das sich im älteren Minnesang nicht vorfindet (W W zu 116, 36. W L W 373, Anm. 204. M F 184, 21. Die Autorschaft Reimars wird bestritten); auch das ebenfalls ungewöhnliche smerze (B S M II, 14 Str. 3) treffen wir bei Singenberg, Walther kennt es nicht (E. Schmidt, Reimar von Hagenau und Heinrich Rugge Q F IV, 106). Ein drittes ungewöhnlicheres Wort ist (B S M II, 1 Str. 3; 14, Str. 3) herzesêre, W 54, 6 mîns herzen sêr. Lust und Freude sind mit der glücklichen Liebe verknüpft, (B S M II, 6 Str. 2): gît got der lieben den gedanc, daz si mir wirt als ich ir bin, swaz ich gesinge ald ie gesanc, daz sî alsam ein niht dâhin, ich sunge ein niuwes in ir namen, daz man sô gerne hôrte, daz mit gewalte senede leit dem vröide gernden von dem herzen stôrte, W 109, 9 gît daz got, daz mir noch wol an ir gelinget, seht sô waere ich iemer mêre frô. Die Frau kann dem Sänger Freude bringen und schenken, (B S M II, 4 Str. 1): diu mich von maneger sorge vrî gemachet hât und ouch vil lieben trôst gegeben, (24 Str. 2): diu selhe froide kan gegeben, von der wol trûren muoz zergân, (22 Str. 2) owê wie kan si saelic wîp sô hôchgemüete machen, W 109, 5 diu mîn iemer hât gewalt, diu mac mir wol trûren wenden unde senden froide manicvalt; W 100, 10 owê wolt ein saelic wîp alleine, sô getrûrte ich niemer tac.

Nur von ihr allein kommt wahre Freude und wird der Kummer gehoben, (B S M II, 4 Str. 2): diuselbe saelde vreut ein teil mich mêre denne vil, W 97, 27 alsus froit mich dîn saelde und ouch dîn êre, und enhân niht froide mêre; (B S M II, 7 Str. 2): âne got enkan mich niht getroesten wan ir eine, (8 Str. 5): daz âne îr trôst mir nieman froide kan gegeben, W 120, 21 daz mich enmac getroesten nieman si entuoz; (B S M II, 9 Str. 2): dâ wirt daz ungemüete kranc, W 110, 8 unde wirt mîn ungemüete kranc. Einfacher, aber darum um so wirkungsvoller klingt Singenbergs (B S M II, 3): nû füege ez sô, daz ich noch gedenke: sô wol geschach mir dô, wie auch Walther wiederholt durch solche einfachen Worte die höchste Wirkung erzielt (W 49, 25; 74, 27; 51, 4). Das höchste Glück wird von der Geliebten ausgeteilt, (B S M II, 10 Str. 1): waz kan sich gelîchen dem, den vreude ûz senenden sorgen hât erlôst, W 93, 1 waz ist den froiden ouch gelîch, dâ liebez herze in triuwen stât und Strophe 3 desselben Liedes Singenbergs; W 93, 25—29; 96, 15. Ebenso stark hebt der Dichter den Liebeskummer hervor (B S M II, 28 Str. 1): welt ir daz ich schouwe langen kumber und ân alle vroide var, W 97, 22 du solt gedenken, daz ich nû lange kumber hân; ferner (B S M II, 1 Str. 1): wie mugt ir sô langez leit an mir vertragen?, (22 Str. 2): mîn kumber, der mich ie sô kumberlîchen twanc, W 120, 16. Der Kummer führt zum Verderben (B S M II, 1 Str. 4): ob ich verdirbe, waz habt ir od iemen deste mê?, W 41, 4 sol ich eine alsus verdorben sîn?, (B S M II, 11 Str. 5): ich waere

è vil lange muotes und an vroiden gar verzaget, wan daz ich diu wunder guotes an ir weiz, sô si versaget W 121, 4 darumbe waere ich nû verzaget, wan daz si ein lutzel lachet, sô si mir versaget. Mehrfach benutzt Singenberg bildliche Ausdrücke, um das Seelenleben wiederzugeben, wie sein Meister Walther. Die Frau soll ihm die Last der unglücklichen Liebe tragen helfen. (B S M II, 7 Str 3): „wenne wart ich des enein, daz ich iuwer swaere solde helfen tragen? (34 Str. 2): daz kan diu mir nie half getragen min leit, W 69, 15 vrouwe, ich trage ein teil ze swaere, W 50, 26 hilf mir, ich bin ze vil geladen. Das Herz wird abgebrochen. (B S M II, 14 Str. 3): dû wilt mîn herze brechen abe, W 42, 25 lâ stan! dû ruerest mich mitten an daz herze; das Herz ist wund, herzesêre (s. oben). Ist die Liebe glücklich, so verjüngt sie. (B S M II, 16 Str. 2): sô wiederjunge ich swaz ich galtet bin in leiden jâren, (17 Str. 2): sô sin dan eines angelachet, sô daz er von herzen gât, sost sîn drizecjaeric leit mit liebe hin, W 54, 35 ich junge und tuot si daz; 93, 38 und naeme iemer von ir schoene niuwe jugent. Der Mut wird gehoben (B S M II, 10 Str. 2): sô muoz min gemüete sîn gehoehet ûf den trôst, W 118, 28 sô stîgent mîne sinne hôher danne der sunnen schîn. Die Empfindung äußert sich manchmal als körperlicher Ausdruck (B S M II, 24 Str. 3): er muoz lachen, swer ir under ougen siht (vorbildlich war W 101, 9 do ich dich gesach reht under ougen, dô was dîn schouwen wunderlich, ohne jedoch die Wirkung auf den andern so deutlich wie Singenberg zu äußern). (B S M II, 22 Str. 2): des

sich ir ôre müeste ervreuwen und ouch ir herze erlachen, ähnlich spricht Walther vom Klopfen des Herzens (W 120, 31). Vor allem im Liede und Gesange gibt sich die Liebe kund. Der Gesang wird durch die Liebe hervorgerufen (B S M II, 6 Str. 2 siehe S. 84), W 63, 21 ich wil mit hôhen liuten schallen, werdent diu zwei wort mit willen mir, W 28, 6. Wird die Liebe versagt, so verstummt der Gesang, erst die Bitten der Zuhörer vermögen den Sänger, von neuem anzustimmen; dafür sollen sie ihn in seiner Liebe unterstützen (B S M II, 8 Str. 2 conf. W 72, 31.) Die Stunde der Bekanntschaft wird gepriesen, (B S M II, 23 Str. 7): saelic wîle, saelic zît, saelic allez daz der süezen stunt geschach, dô si diu mir saelde gît, ein sô süeze saelic wort ze mir gesprach, W 110, 13 wol mich der stunde, daz ich si erkande (hier kommen eher in Betracht: Morungen M F 126, 1 u. H v Swanegou B L d XX, 75). Walther kümmert sich nicht um die Neider, wenn seine Liebe erfüllt wird (W 74, 2), Singenberg hofft, allen Neidlosen durch seinen hohen Mut im Falle der Erhörung zu gefallen (B S M II, 2 Str. 2). Die Liebe verleiht Wonne und Weh zu gleicher Zeit, (B S M II, 11 Str. 3): diu mich heilet, ob si wil und ouch verséret, W 98, 34 diu guote wundet unde heilet, W 119, 3. Die Liebe erscheint mit dem Leide vereint, (B S M II, 8 Str. 2): ich suochte liep, dô vant ich leit, W 41, 33 herzeliebes, swaz ich des noch ie gesach, dâ was herzeleide bî; (B S M II, 10 Str. 1 der nie nôt nâch herzeclicher liebe erleit). Leicht spitzt sich dies zum Oxymoron zu (B S M II, 21 Str. 1): sît si

mir tuot mit guote wê, W 109, 17 ir sêren tuot sanfte unsanfte. Selten und ohne weitere Ausgestaltung sind Personifikationen der Minne bei Singenberg (B S M II 5 Str. 4; 34 Str. 1), ganz im Gegensatz zu Walther (W L W 197 f). Auch vermeidet Singenberg die Frage nach dem Wesen der Minne, er liebt nicht Erörterungen über die zwiespältige Macht derselben, wie er auch nicht Liebeslust- und weh mit der äußeren Natur in Einklang zu bringen versteht (W L W 196 f).

Die Liebe kann nur dort in Wahrheit bestehen, wo sie in gleichem Verhältnisse sich auf zwei Personen erstreckt, sie fordert Gegenliebe, und der Dienst erwartet Belohnung, (B S M II, 14 Str. 4): sît minne uns beiden geselliclîche liep erwarp, W 51, 9 minne entouc niht eine, sî sol sîn gemeine; (B S M II, 27 Str. 1): swes ich sî, der sî ouch mîn, (6 Str. 2): daz si mir wirt als ich ir bin, W 14, 14 mîn gedinge ist der ich bin holt mit rehten triuwen, dazs ouch mir dazselbe sî. Treuer Dienst will sich belohnt sehen, daher geziemt der Herrin die Gnade (B S M II, 10 Str. 4): ich wils niht gedingen, ich wil wizzen, daz si mir mit liebe lônet: sist sô guot W 62, 35 vil guot sît ir, wan daz ich guot von guote wil; (B S M II, 26 Str. 3): ez ist reht daz man genâde vinde: swer sich ûf genâde gît, dâ vüeget sich, daz ers ze guote enphinde, W 52, 12 ir sît doch genâden rîche, tuot ir mir ungenaedeclîche, sô sît ir niht guot; (26 Str. 3): des soltu mich armen machen rîche, W 113, 4 ob ir in welt vröiden rîchen. Dieser Anspruch wird begründet durch die Treue, Beständigkeit, Dienstbereitschaft und die übrigen

Tugenden des Liebhabers. Der Dichter trägt zur Belebung der geselligen Freude bei; auch dies soll die Dame als Dienst belohnen, (BSM II, 1 Str. 1): wan verderbent ir mich sô, daz wirt iu verkêret von den besten, die noch gerne waeren vrô und BSM II, 10 Str. 5, vergl. W 185, 21—30. Meist nimmt es aber bei Singenberg die Form an, daß er das allgemeine Lob, das er den Frauen insgesamt spendet, von seiner Dame anerkannt wissen will, (BSM II, 1 Str. 4; 4 Str. 3; 18 Str. 2; 25, Str. 1 u. 3; 2 Str. 2), vergl. die Lieder Walthers W 56, 14 u. 58, 21. Die Gabe, die der Dichter recht eigentlich zu verschenken hat, ist sein Lied. Wie Walther betont auch Singenberg mit Vorliebe den Wert dieses Geschenkes, (BSM II, 17 Str. 1): ich wil mit fröiderîchem muote singen alle wîle ein wîp. ir güete kêre mirz ze guote . . ., (22 Str. 2): ich sunge, ich sagete ir alsô hovelîchen danc, des sich ir ôre müeste ervreuwen und ouch ir herze erlachen, W 53, 27 ich setze ir minneclîchen lîp vil werde in mînen hôhen sanc, W 100, 13 swaz ich sie geloben mac, daz ist ir lieb und tuot ir wol; vergl. (BSM II, 1 Str. 1), W 72, 31 MF 177, 10. Die Frau selbst erkennt diesen Dienst an, (BSM II, 4 Str. 3): ir sprâchet ie den frowen wol, hab ich des iht genozzen, daz vergelte iu got, vil gerne ouch ichz gedienen sol, wan sô daz . . ., W 44, 3 der ie daz beste von uns saget, dem sîn wir holt, W 86, 9. Der erwartete Dank bleibt aber häufig aus, (BSM II, 2 Str. 1); mir tuot mîn lop sô selten wol, W 100, 12 und hilfet mich vil kleine, swaz ich sie geloben mac. So versteigt

sich der Dichter zu der Drohung, seinen Gesang ihr aufzukündigen, (B S M 18 Str. 2): sô sol si baz bedenken sich, ichn kunde von den maeren niemer guotes niht gesingen, das werden ihr dann die Besten übelnehmen (B S M II, 1 Str. 1), zu beiden Stellen W 73, 4—10. (Von älteren Minnesängern hat dies Motiv besonders Morungen hervorgekehrt W L W 392 Anm. 269). Das Ziel alles Werbens ist die endliche Gewährung seitens der Frau, (B S M II, 22 Str. 3): mir möhte an ir ze vroideclîchen vroiden alse wol geschehen, solt ich der wünneclîchen trôst mit liebem ende mir ze heile noch gesehen vergl. W 110, 22. 121, 23. Die Frauen lassen der zuchtvollen Jugend verkünden (B S M II, 4 Str. 2): daz er erwerbe swes er gert, ebenso sagt die Frau bei Walther W 44, 8 der mac erwerben swes er gert. Die Frauen entscheiden über das Glück, ihr Wollen bestimmt die Handlungen des Mannes, (B S M II, 8 Str. 4): sît ich den zwîvel lâzen sol, sô lâze ouch si diu zwîvellîchiu maere, W 121, 15 swie noch mîn froide an zwîvel stât, den mir diu guote mac vil wol gebüezen, ob sis willen hât. Die Liebe erhofft Beistand und Unterstützung, (B S M II, 7 Str. 1): daz mac âne iuwer helfe niht gesîn (Str. 2 u. 34 Str. 2), W 50, 26. 69, 12 u. 14. Der Frau fehlt es aber dazu an Mut und Vertrauen (B S M II, 4 u. 7) W L W 189, sie ist gleichgültig (B S M II, 34) W L W 201. Das ständige Versagen macht die Liebe unminniglich (B S M II, 5 Str. 4): so ist Minne ir minne unminneclîch, W 52, 5 sol von minneclîchem munde solch unminne ergân. Wiederholt

erwähnt Singenberg den Hohn und Spott, den Scherz, den die Frau mit ihm treibt, (B S M II, 7 Str. 3. 15 Str. 2. 27 Str. 3), conf. W 40, 19. 52, 1. Die Liebe findet daher keine Erwiderung, (B S M II, 8 Str. 2) ich suohte liep, dô vant ich leit, W 64, 21 der mir ist liep, dem bin ich leit. Die Jahre, die der Sänger im Minnedienste zugebracht hat, lassen ihn vor der Zeit grau werden (B S M II, 11 Str. 5), (21 Str. 2): gedinge sorge vlêhen tuot mich vor den jâren werden alt. owê mir wê, daz füeget si, (5 Str 3): lât si jugent an mir verderben, sost lîhte allez dürre daz nû grüene lît, W 52, 25 nû brâht ich doch einen jungen lîp in ir dienest . . wie ist daz nû verdorben, conf. W 52, 4. 53, 1 u. 5. Schließlich ist der Lohn der Liebe der Tod (B S M II, 7, Str. 2. 8 Str. 5. 16 Str. 2) W L W 194. Die Gunstbezeugungen, die die Geliebte zu vergeben hat, werden öfters durch bestimmte Dinge bezeichnet. Zunächst wird der Anblick der Dame als Gunst gepriesen, (B S M II, 21 Str. 1): nû gerte ich niht der welte mê wan daz ich wîlen solte sehen, der mir daz herze nie vergaz, W 119, 17 got lâze mich si noch gesehen, die ich minne, W 112, 19. Ihr Anblick allein ist Freude (B S M II, 15 Str. 1), W 118, 30, W L W 398 Anm. 322, er beraubt der Sinne und beschwert das Gemüt (B S M II, 23 Str. 2), W 64, 27—30 und macht den Mann untertänig (B S M II, 26 Str. 3). Daß der Gruß der Dame eine besondere Gunst ist, versichert Singenberg des öfteren, B S M II, 10 Str. 2—4. 16, Str. 2), W L W 204; ebenso das Lachen (B S M II, 17 Str. 2, 21 Str. 1 u. 2), W 27, 34; das Lachen und

gute Worte von ihr verleihen Trost (B S M II, 23 Str. 3), W 121, 2 u. 5. Er erinnert sich freudig der gütigen Worte (B S M II, 23 Str. 7). Den Kuß treffen wir beim Singenberger nur im Tagelied (B S M II, 14 Str. 3), verbunden mit dem Genuß glücklicher Vereinigung; eben dort den Trennungsschmerz, vereint mit dem Scheidegruß (14 Str. 5): nû lâ mich vrouwe varn mit dînen hulden, W 84, 32 frouwe ez ist zît, gebiut mir, lâ mich varn. Grell und in allzu sinnlicher Beleuchtung wird das Endziel aller Liebe im Tagelied und in den Liedern B S M II, 28 Str. 3 u. 4; 31 Str. 4 und ebenso in dem Wächterlied (B S M II, 9 vergl. zur Str. 1 W 92, 1. zur Str. 2 W 119, 30) vorgeführt.

Da die Liebe sehr oft die Erfüllung ihrer Bitten vermissen läßt, malt sich der Liebende ihre Gewährung in Wahn und Wünschen aus, denn diesen ist keine Grenze gezogen. Aus ihnen schöpft der Dichter immer erneute Hoffnung, obgleich die Gedanken neben der Freude auch Leid verursachen können (B S M II, 34 Str. 1): gedanke vüegent wol gemach und ungemach, W 41, 35 liezen mich gedanke frî, son wiste ich niht umb ungemach (M F 174, 24 Reimar). Die Hoffnung verleiht immer neuen Mut, (B S M II, 21 Str. 3): mir mac mîn guot gedinge noch die sorge wol vertrîben, W 92, 10 ein guot gedinge, ein lieber wân, diu liebent mir enwiderstrît, daz ich noch trôst ze froiden hân, dazu noch (B S M II, 26 Str. 5): dazs ouch mich gemachet hôhes muotes, des wil ich unzwîvellîche dingen, (27 Str. 5). Aus der Hoffnung entquillt immer aufs neue die Liebe (B S M II, 8 Str. 4): wan daz mich der

gedinge enlât, daz selten von dem guoten iht wan guotes gât, W 92, 7 doch tuot mir der gedinge wol, deichz noch erwerben sol, W 44, 12 sô guot ist si, als ich daz waene, wol, conf. W 62, 35 und (B S M II, 18, Str. 1): sô vunde ich daz, des ich mich noch vil wol verwaene an mînem muote, daz ich mich nie gevreute baz, geschaehe ouch mir von der vil werde lebenden iht ze guote und in anderer Fassung (B S M II, 10 Str. 2): sô muoz mîn gemüete sîn gehoehet ûf den trôst, daz ich bejage lieplich liep nâch leide, W 63, 11 ich hân trôst, daz mir noch froide bringe, der ich mînen kumber hân geklaget. Die Hoffnung und der Wahn ersetzen die Wirklichkeit (B S M II, 34 Str. 2): „waz kan iu daz vervân?“ leider lîhte niemer niht, sô hân ich doch den lieben wân, W 120, 36 und ich mich selben niht enkan getroesten, mich entriege ein wân. Die Hoffnung steht mit der erwarteten Gewährung nicht in Einklang (B S M II, 18 Str. 2): wol dingen unde ie doch niht vollen wol geleben, sô vürhte ich lîhte ein ende nemen, vergl. W 14, 16. An ihre Stelle tritt deswegen der Zweifel (B S M II, 18 Str. 2): sol ich sô zwîvellîcher vroide an si gedingen, só sol si baz bedenken sich, W 121, 18, vergl. B S M II, 8 Str. 3. Weil sich die Erwartungen des Dichters nicht erfüllen, so läßt er sich zu Drohungen hinreißen: er macht die Dame darauf aufmerksam, daß die Besten ihr gram werden, wenn sie ihn zu Grunde richtet, (B S M II, 1 Str. 1): daz wirt iu verkêret von den besten, die noch gerne waeren frô, W 73, 5—10; 114, 34 (M F 177, 30 Reimar), andererseits sucht er sie aber wieder zu ent-

schuldigen (B S M II, 1 Str. 2): sol daz helfen cleine, dar zuo waere doch der güete an iu ze vil, vergl. W 112, 29—34. Die Drohungen werden heftiger (B S M II, 18 Str. 2): sô sol si baz bedenken sich, ich kunde von den maeren niemer guotes niht gesingen, vergl. W 69, 16. 73, 16. 40, 19—41, 12, ferner B S M II, 28 Str. 3. Endlich will er ganz ihren Dienst verlassen (B S M II, 27), jedoch nur, um am Ende wieder einzulenken; dazu vergl. die Lieder Walthers W 65, 33. 40, 19. 96, 29. So weit wie Walther, der sich schließlich ganz von der „überhehren" Minne abwendet, geht der Truchseß nicht (W L W 208).

Die Natur und ihr Wesen sind bei Walther aufs innigste mit seiner Liebeslyrik verbunden; gerade ihr verdankt er nicht zum wenigsten den ausgesprochenen Reiz, den so manche seiner Gebilde an sich tragen. Sein Schüler, Ulrich von Singenberg, ist diesen Bahnen nicht gefolgt, weswegen entzieht sich unserer Kenntnis, vielleicht, daß man am S. Gallischen Hofe doch noch in überwiegendem Maße der Lyrik und Kunst einer älteren Generation, wenigstens was die Verherrlichung der Minne anbetrifft, zugetan war. Nur an vereinzelten Stellen nimmt Ulrich auf die Natur Rücksicht, aber es geschieht mehr in der Weise, daß Gegenstände der Natur bloß erwähnt werden wie in den Parodieen im engen Anschluß an die betreffenden Stellen seines Meisters (B S M II, 20. 31 Str. 1, 2 u. 5)[1]) oder daß sie

[1]) Kuttner hat in seinem Aufsatz Z. f. d. Ph. 14, 470 aus der Stelle B S M II, 31 Str. 2 und II, 20 herauslesen wollen, daß Singenberg in früherer Zeit die volkstümliche Lyrik wie Walther

zu kurzen Vergleichen und Bildern verwendet werden (B S M II, 31 Str. 3): daz swaere machet alse ein blî (cf. W an der betreffenden Stelle), ich dorte als ein ervroren zwî, (26 Str. 7): des muost dû holz an eime reine houwen, (25 Str. 3): êst alse ein slac in einen bach, sô niht vervât swaz man mir gît (W 124, 16 als in daz mer ein slac), (5 Str. 3): lât si jugent an mir verderben, sost lîhte allez dürre daz nû grüene lît. Das einzige Lied, das mit einem Natureingange etwa in der älteren Art Veldekes beginnt, ist B S M II, 12, ein Lied, das in mancher Beziehung an W 64, 31 erinnert (cf. W 112, 10).

Neben der Liebeslyrik hat sich Singenberg ebenfalls wie sein Meister mit religiösen und ethischen Fragen befaßt (B S M II, 19 u. 30). Er ist nicht nur dem Verhältnisse zwischen Gott und Menschen nachgegangen, auch die ethischen Probleme, die den

gepflegt habe, sie aber wegen mangelnder Anerkennung aufgegeben habe; er habe also gewissermaßen den umgekehrten Entwicklungsgang durchgemacht wie W. Abgesehen davon, daß man die Worte sing als ê ebenso gut auf Singenbergs Vorbild, Walther, beziehen kann, wollen beide Stellen, da sie als Parodieen die gleichen Worte Walthers hier wiedergeben: heide, bluomen, klê, doch zu wenig bedeuten. Merkwürdig wäre es jedenfalls, daß unter den beinah 120 Strophen, die uns von Singenberg erhalten sind, nur eine einzige dieser Art überliefert wäre (B S M 12, Str. 1). Häufig genug, wie sich aus der Geschichte des Minnesanges nachweisen ließe, bedeuten Worte wie bluomen unde klê schlechthin etwas Freudiges und lassen sich oft genug in dieser mehr symbolischen Auffassung belegen. Eine Übergangszeit von der volkstümlichen Lyrik zu der hohen Minne bei Singenberg anzusetzen, in die dann die Lieder B S M II, 13 u. 26 fallen sollen, fehlt jeglicher Anhalt.

Wechselbeziehungen zwischen Gott und Welt, zwischen Welt und Menschen zu Grunde liegen, hat er in den Umkreis seiner Betrachtungen gezogen. Während Walther aber vielfach in seinen religiösen Liedern Rücksicht auf bestimmte Zeiterscheinungen nimmt (Kreuzzugslieder, Leich, Elegie), hält sich Singenbergs religiöse Dichtung von derartigen Dingen ganz frei. Wir folgen den einzelnen Liedern (B S M II, 19. 24. 30). Von den Sprüchen (B S M II, 19) beginnt der erste mit einem Sündenbekenntnisse vor Gott. Die Einsichtslosigkeit des Menschen hat den Dichter zur Selbstbetörung verleitet, und nur Gottes Gnade kann ihn erretten. Ein ähnliches Bekenntnis der eigenen Schwäche besitzen wir auch in Walthers Spruch W 26, 3, wo er sich unfähig erklärt, die Nächstenliebe in gleichem Maße auf alle Mitmenschen ausdehnen zu können (conf. W 122, 24). Singenbergs: des kraft dur güete wunders vil begangen hât zu W 24, 21 krist hêrre, lâz mir werden schîn die grôzen kraft der güete dîn, Singenbergs 3 letzte Zeilen zu W 7. 33 (wir biten umb unser schulde dich, daz dû uns sîst genaedelich, sô daz dîn bete erklinge vor der barmunge urspringe): sô hân wir des gedinge, diu schulde werde ringe, dâ mite wir sêre sîn beladen. Der zweite Spruch scheint sich gegen die Hoffärtigen zu wenden, die die Güter der Welt dem Jenseits vorziehen: die welt gelust in hôher fuore hie und vallen dort ze tal, W 124, 33 swer dirre wünne volget, der hât jene dort verlorn, conf. auch W 122, 13. 22, 18 u. 33. Der letzte Spruch kehrt seine Spitze gegen die

von Gott gesetzten Richter und mahnt sie, nicht aus irdischen Rücksichten auf Freund, Feind oder Gut das Recht zu beugen. Der Spruch erinnert entfernt an W 30, 19 und 85, 25. Im allgemeinen liegen diesen Sprüchen die üblichen und in der Spruchdichtung häufig wiederkehrenden Anschauungen mittelalterlicher Religiosität zu Grunde. Wie der zweite Spruch vor den trügerischen Gütern dieser Welt warnt, so auch Singenbergs Lied (B S M II, 24). Das lockende Bild der Welt wird vor die Augen seiner Zuhörer gezaubert. Sie wird als die beglückende Herrin für jedermann gepriesen, allen erweist sie Liebes und Süßes, und wie ihr Anblick seinen Meister, bevor er sie recht erkannt hatte, ein Wunder der Schönheit zu sein dünkte (W 101, 9), so erregt sie auch ihn zu lachendem Jubel: er muoz lachen, swer ir under ougen siht; wol mich des, sô saelic ist diu frouwe mîn! Nicht lange indes, denn auch er hat gleich Walther ihren wahren Wert durchschaut: (Str. 4) diz ist mîn vrô Welt, die ich sô sêre lobe, und in der dienest ich nû lange schîne. Wieviel Wonnen sie auch in köstlichem Schreine verschlossen hält, so wendet er sich doch wie Walther in dem Liede 66, 21 enttäuscht von ihr ab: Das Bild des Todes tritt ihm vors Auge, und nun erhebt Ulrich die Totenklage um seinen Meister Walther, der treu wie keiner der Welt zu Diensten stand. Gleiche Klagen über die Welt und ihre vergänglichen Freuden enthält auch das dritte Gedicht Singenbergs, (B S M II, 30). Die betrügerische Welt hat ihn betrogen und von Gott abgewandt, den er um

die rechte Reue bittet, um des ewigen Lohnes teilhaftig zu werden; daran knüpfen sich dann die übrigen Betrachtungen. Die Abkehr von der Welt in der ersten Strophe erinnert ganz an Walthers Abschied von der Welt, W 100, 24. ich hân dur dich mich dem erlogen, der mich mit nôt zuo zim gewan ist W 116, 37 alsô hân ich dicke mich betrogen und dur die werelt manege froide erlogen nachgesprochen. Die Bitte um Reue erinnert an ähnliche Gedanken Walthers, W 6, 7—16; 7, 37—8, 3; 76, 33. Wie Walther von der Unbeständigkeit von troum unde spiegelglas W 122, 24 spricht, so wird bei Singenberg derjenige, der nicht an die Ewigkeit denkt, dargestellt wie einer, der in einen betrügerischen Spiegel schaut (Str. 2). Die Weisheit eines solchen wird mit einem Puppenspiel verglichen (Str. 3); viel Wunderliches ist bei solchem Treiben zu sehen, aber schnell ist es dahin gleich einem Traume. Auch Walther weiß von solch fratzenhaftem Spiel zu berichten (W 67, 8), und das schöne Bild der Welt, das ihm früher vorschwebte, ist verblaßt (W 67, 32. Dazu Hildebrand Zfd. A 38, 6 und 10). Wie sich Walthers Gedanken der ewigen Minne zuwenden (W 67, 20. Anordnung des Liedes nach W T 90), so die seines Schülers zum ewigen Gute (Str. 4), das der höchste Herr zu erteilen hat. Und nun führt uns der Dichter das jüngste Gericht vor (Str. 5): sô wirt daz reht vil kurz gedrumet, W 148, 6 dâ wirt des mannes rât vil kurz und enge; Singenberg: unde wizzest daz, daz er dâ sînen anden richet, W 78, 1 got wil mit heldes handen dort richen sînen anden. Zu der ganzen Schilderung des

jüngsten Gerichtes vergl. W 21, 25. 148, 1. Gottes Güte und Allmacht werden gepriesen (Str. 6), W 20, 19; 122, 9; 10, 1. Zum Schlusse lenkt der Dichter wieder zu den Freuden der Welt und ihrer Vergänglichkeit zurück. Noch einmal entlehnt er das Bild schwebender Freude seinem Meister (Str. 7. W 42, 34; 76, 13; 118, 28), aber auch dies hält nicht lange vor, denn am Ende der Dinge steht der Tod. Walther 66, 21; 100, 24; 148, 1 waren die Vorbilder Singenbergs für seinen „Abschied von der Welt".

Die Güter, welche die Welt zu verteilen hat, sind êre unde guot, (B S M II, 11 Str. 4 33 Str. 1): hân wir êre, hân wir guot, W 8, 14. 16, 39. 90, 29. Das eine ist Vorbedingung des anderen. Das höchste Lob der Frauen gibt sich in êre unde güete (B S M II 12 Str. 3) oder schoene und êre (B S M II, 22 Str. 3) kund. W 59, 33. 116, 27. Die Ehre kann man nur durch Anstand und feine Sitte erhalten, (B S M II, 5 Str. 2): daz si (die jungen Männer) dur ir selber êre spottes unde lügelîcher maere enbern, conf. W 90, 29 (gibt den Gedanken negativ): êre und guot hât nû lützel ieman wan der übel tuot. Ehre zu gewinnen und zu behaupten, bedarf es der Treue und Zucht durch das ganze Leben, (B S M II, 13 Str. 4): êren kraft nieman gewan wan der eine, der des vârte, daz er sô mit triuwe und ouch mit zuht gebârte, das er nie an ir betagete noch bejârte, vergl. W 102, 36 swer sich sô gehaldet, daz in nieman niht gesprechen mac, wünneclîche er aldet. Aber Treue und Ehre sind der Welt abhanden gekommen (B S M II, 13 Str. 2): triuwe und

êre virret beiden. beiden nieman kan geleben, alten siten, jungen liuten: swer diu beidiu nû wil mit einander triuten, der wirt gar ze spotte, kan ers niht verkiuten, W 90, 27 mit den getriuwen alten siten ist man nû zer werlte versniten. êre und guot hât nû lützel ieman wan der übel tuot, W 21, 23. Daher kommt es, daß die Kunst und der Anstand, das höfische Benehmen, in geringem Ansehen stehen, (B S M II, 12 Str. 2): nû was sol ich danne singen, ob ich gerne singen wil, sît unvuoge wil verdringen alliu vroidehaften spil, (23 Str. 5): was sol singen oder sagen alder iht, des hôhem muote wol gezimt? ich solde anders mich bejagen, sît es nieman war nâch sînem werde nimt. (B S M II, 13 Str. 1) W 64, 31—38; 112, 10—16. In den alten Zeiten stand es besser damit, (B S M II, 13 Str. 3): dô man alte sach durch zuht die jungen bliuwen, dô stuont ez an êren baz und ouch an triuwen, W 64, 8 dô zuht gebieten mohte, seht, dô schuof siz sô: tûsent werten einem ungevüegen man, unz er schône sich versan; W 85 30 dô rieten die alten und tâten die jungen; 24, 9 hie vor dô berte man die jungen, die dâ pflâgen frecher zungen. Neben die Ehre tritt das weltliche Gut, es besitzt nur vorübergehenden Wert, es ist gut, um den Armen daraus mitzuteilen (B S M II, 19 Str. 2); höher als das fahrende Gut, steht das ewige Gut, das Gott verleiht, (B S M II, 30 Str. 4): êst varnde guot, mit dem wir varn. nû füege, hêrre, mir des staeten guotes iht, ald ich muoz iemer wesen arn, W 8, 14 diu zwei sint êre und varnde guot, daz dritte ist gotes hulde, der zweier übergulde.

Ehre und Gut sind Gaben, die die Welt gibt; ihnen stellen sich die persönlichen Tugenden und Vorzüge zur Seite. Walther hat dieses Thema nach allen Richtungen hin erörtert (W L W 227 ff.), Singenberg nimmt nur einiges Wenige aus der reichhaltigen Schatzkammer seines Vorbildes heraus. Auch ihm gilt die innere Wahrheit mehr als der äußere Schein (B S M II, 11 Str. 2): swelh man niht von herzen noch von muote singet, da ist der lûterlîche valsch verdecket in gemalen schrîn, W 103, 6 man sol iemer frâgen von dem man, wiez umb sîn herze stêt. Treue, Aufrichtigkeit, Beharrlichkeit in der Liebe sind Zierden der Liebenden; das betonen Walther und sein Schüler oft (W L W 230, siehe oben S. 77 ff). Treue und Ehre aber sind selten geworden (oben S. 99 f). Dem Reichen wird Barmherzigkeit zur Pflicht gemacht (B S M II, 19 Str. 2) (W L W 232), vor Überhebung und Einsichtslosigkeit wird gewarnt (B S M II, 19, Strophe 1 und 2; 30 Str. 2 u. 3; W L W 229). Hauptsächlich verweilt der Dichter bei den Tugenden der Frau, bei ihrer Sittsamkeit und Scham; wie Walther preist er seine Geliebte als reinez wîp (B S M II, 4 Str. 1; 26 Str. 2; W 97, 27, WW 97, 27 Anm.) Er rühmt ihr Verhalten: minneclîch gebâren (B S M II, 23 Str. 2), die Frau selbst schätzt sich glücklich, solch guten Lehrer an dem Dichter hinsichtlich ihrer Ehre gefunden zu haben, (B S M II, 28 Str. 2, ähnliche Stellen W 43, 29; 86, 12). Der Mann schätzt die Einsicht der Frau, (B S M II, 5 Str. 4): ich minne dîne sinne, W 63, 2 sin und saelde sint gesteppet wol darin; ihre „saelde“ gibt ihm über-

mäßige Freude (B S M II, 4 Str. 2): diu selbe saelde freut ein teil mich mêre denne vil, W 97, 29 sus froit mich dîn saelde und ouch dîn êre. Aber die Frau scheut sich, dem Liebenden zu Willen zu sein, (B S M II, 7 Str. 4), sie fürchtet Bloßstellung vor der Welt oder Hinterlist des Mannes, (B S M II, 4 Str. 3): vil gerne ouch ichz gedienen sol, wan sô deich drumbe niht ensî der welte spot, W 114, 9 gerne het ichz nû getân, wan deichz im muoz versagen und wîbes êre wol begân; (B S M II, 7 Str. 4): ich hân gesworn, daz ich vor lôser manne tucke mich behüete, W 113, 23 krumbe wege, die gânt bî allen strâzen, dâ vor got behüete mich.

Andere Tugenden äußern sich namentlich im geselligen Verkehr. mâze (B S M II, 23 Str. 4; 14 Str. 2), vuoge (18 Str. 3), hövescheit (26 Str. 7) sind es namentlich, die Mann und Frau zur Zierde gereichen (bei Walther kehren sie öfters wieder), unvuoge (12 Str. 1; 27 Str. 5) und unmâze (13 Str. 2) halten ihnen den Widerpart, (dazu die Lieder B S M II, 27 u. 28). Besonders an den Frauen wird zuchtvolle Heiterkeit hervorgehoben, (B S M II, 5 Str. 1): hövesche vrouwen hôhgemuote W 46, 13 hovelîchen hôhgemuot; aus dieser Eigenschaft heraus erklären sich die Damen bereit, den jungen Leuten Freude zu bringen, (B S M II 5, Str. 1): daz ir helfe in kome ze guote, sô daz si noch vroide bringen in diu lant, W 98, 5 hei wolten si ze froiden sinnen! junge man, des hulfen iu diu wîp, W 44, 35 (zu dieser Strophe Walthers bildet das Lied Singenbergs offenbar das Gegenstück W W 44, 35 Anm.).

Ähnliches deutet (B S M II, 23, Str. 2): minneclîch gebâren an; dem Freunde soll die Dame entgegenkommen, (7, Str. 2): staetem vriunt sol nieman alsô gar versagen, vergl. W 86, 16. Daneben betont der Dichter gerne die Güte seiner Frau, die sich ihrerseits wieder mit zuchtvollem Benehmen verbindet, (B S M II, 21 Str. 2): wie möhte alsô bescheidenlîcher güete iht arges widerstrîten, W L W 238. Solche Vorzüge müssen Achtung und Ergebenheit erzeugen, die sich dann von der einen Dame naturgemäß auf das ganze weibliche Geschlecht übertragen, (B S M II, 25 Str. 2): und dur die guoten sol man baz die andern êren, danne siz doch muoten, (25 Str. 3): ich bin der guoten undertân und allen guoten vrouwen dur ir êre, W 93, 11 er tuo durch einer willen sô, daz er den andern wol behage, 72, 5 wan daz ichs alle dur si êren muoz. Deshalb gilt es für unanständig, wenn jemand den Frauen Übles nachredet; B S M II, 5 Str. 2 verlangen die Frauen, daz si (die jungen) dur ir selber êre spottes unde lügelîcher maere enbern, (12 Str. 3): ob daz iender wirt gecrenket, daz lîht einiu missetuot, swer dâ crankes zuo gedenket allen wîben, dast niht guot, W 24, 12—17 (24, 12 sie schallent unde scheltent reine vrouwen). Indes ist die zuchtvolle Heiterkeit nicht allein eine Zierde der Frauen, auch den Männern eignet sie. Dies äußert sich z. B. darin, daß der Dichter zufrieden sein muß, wenn er auch nur einen Teil der Gesellschaft durch seinen Vortrag erheitert, (B S M II, 10 Str. 5): kunde ich sô gesingen, daz doch under sehsen zwêne diuhte guot, sô wolt ich mich

twingen, möhte ez anders niht gesîn, ûf hôhen muot. sol ich niht ersingen wan der liute haz, sô . . ., (BSM II, 13 Str. 1) MF 152, 25—32 (ein Lied Walthers WW 282. WT 142. LW zu 71, 19, MF zu 152, 25 Lesarten), vergl. ferner W 48, 16; allen kann man es aber nicht recht machen (BSM II, 23 Str. 4). Auch dann soll man in der Gesellschaft sich heiter zeigen, wenn das Herz auch garnichts davon weiß, (BSM II, 11 Str. 2): wolde ein süeze wîp ir êre lân an friunde werden schîn, sô engerte ich liebes mêre hinnen dar; sô muoz ich sîn sam der sich ze vroiden twinget, W 41, 29 ich hân ab iemer hôhen muot und enhabe doch herzeliebes niht. Freude geziemt sich für die Gesellschaft (BSM II, 11 Str. 1); die Jugend und die Reichen trifft die Schuld, wenn die Freude fehlt, (BSM II, 13 Str. 1): wie gerne ich mit vroiden waere waere unvroide niht so wert! nust den rîchen vroide unmaere, maere ist swer ir niht engert, (BSM II, 22, Str. 1 u. 26 Str. 1), W 42, 36 ichn weiz anders wem ichz wîzen sol, wan den rîchen wîze ichz und den jungen, die sint unbetwungen; des stât in trûren übel und stüende in froide wol, W 117, 29; 43, 3. Die Frauen verteidigen sich gegen den Vorwurf, daß sie für den Mangel an Freude die Schuld treffe (BSM II, 5 Str. 1 u. 2, das Gegenstück zu W 44, 35). Da alles in der Welt sich von der Freude abkehrt, so verzweifelt auch der Dichter (BSM II, 12 Str. 1), vergl. W 64, 31—38; 112, 10; 21, 17; 110, 27. Früher stand es besser; wenn jetzt die alten Leute an Stelle der Jugend sich der Freude hingeben sollen, so ist

das verkehrt (B S M II, 12 Str. 5), W 42, 31—38. Besserung erhofft der Dichter nur davon, daß die Alten die Jugend zurechtweisen, (B S M II, 13 Str. 3): liezen sich die touben wîsen wîsen ûf der saelden vart, so kund ich ir leben geprîsen, W 85, 39 wie wir nâch êren dô rungen! dô rieten die alten und tâten die jungen, W 64, 8. Doch niemand kümmert sich um die Freude, an Stelle von Tanz und Freude ist unvuoge der schlimmsten Art getreten (B S M II, 12 Str. 2), W 24, 4—16; 124, 22; 38, 17. Aber der Dichter will nicht verzagen und fordert aufs neue zur Freude auf (B S M II, 13 Str. 5), W 122, 14—23 (wie es scheint, dichtete Singenberg seine Strophe mit Anlehnung der Reime an die Walthersche).

Wie Walther wandte sich Singenberg auch der politischen Dichtung zu (B S M II, 32). Er erörtert das Verhältnis des Königs Heinrich zu seinen Ratgebern und Erziehern (Str. 1. 3. 4). Das Königtum erscheint bei Singenberg in größerer Beschränkung als bei Walther, W L W 244, trotzdem auch dieser das Wahlrecht der Fürsten anerkennt W 17, 11, aber von Unterordnung der Fürsten unter Kaiser oder König ist bei Ulrich nicht mehr die Rede, vergl. W 9, 13; 12, 1. Solch bitteren Angriffe hat Walther kaum je gegen die Krone zu richten gewagt wie Singenberg (Str. 5). Dafür fehlt dem Truchsessen die große nationale Auffassung des Kaiser- und Königtums, von seiner weltumfassenden Stellung weiß er nichts; unberührt lassen ihn gleichfalls die großen Zeitfragen des Kampfes zwischen Kaiser- und Papsttum und der

Kreuzzüge. Auch fehlt es den Sprüchen an genauer Präzision und klarer Aufdeckung der zu Grunde liegenden Tatsachen; umschreitet Walther mit seinen Sprüchen die damalige ganze politische Welt, so geben Singenbergs Sprüche nur einen engsten Ausschnitt derselben; gibt Walther der Meinung aller Patrioten Ausdruck, so Ulrich nur derjenigen eines bestimmten Interessentenkreises, wie er sich etwa in seinem Abte, Konrad von Bußnang, präsentierte.

Von den persönlichen Beziehungen Singenbergs erfahren wir nur Weniges aus seiner Dichtung. Zum Teil liegt es daran, daß uns nur so wenige Sprüche, in denen die persönlichen Verhältnisse der Dichter am meisten zu Tage treten, von ihm erhalten sind. In den Parodieen und der Allegorie auf die Frau Welt (B S M II, 20. 31. 24) nennt er uns sein Vorbild und seinen Meister, Walther; in den Sprüchen (B S M II, 33) hören wir von einem unerbetenen Ratgeber und doch auch wohl Nebenbuhler (cf. W 18, 1) und von einem frühverstorbenen, gelehrten Fürsten, der allem Anscheine nach ein geistlicher Herr war; ob Ulrich VI. von Sax, der Abt von S. Gallen 1204—20, damit gemeint war, wie Wackernagel-Rieger und Bartsch annehmen, muß dahingestellt bleiben; die Handschrift hat seinen Namen nicht bewahrt (W W 106, 17 Vorbemerkung). Schließlich rühmt sich der Dichter seiner großen Wohlhabenheit im Gegensatz zu Walther (B S M II, 20 und 33 Str. 1 [siehe Lesarten]).

Walthers Leben, reich an Erfahrungen und Erlebnissen, spiegelt sich nicht allein in den persönlichen

Beziehungen seiner Sprüche wieder, es läßt sich auch vor allem in seiner eigentlichen Lyrik erkennen; nicht, daß es dieser an persönlichen Erinnerungen und Rückblicken nicht fehlt (W 66, 21; 124, 1; 56, 14), würde zu dieser Wahrnehmung herausfordern, vielmehr sind es das Reiche und Umfassende seiner Gedanken und Anschauung, die vollendete Anmut, das plastische Gestaltungsvermögen, die mit der Fülle des äußeren Lebens wachsen. Seine Wanderungen führten ihn nach Frankreich, Italien und dem äußersten Norden des Reiches (W 31, 13), mit allen Klassen der Menschen ist er in Berührung getreten, und dies alles zusammen hat seiner Kunst den Stempel aufgedrückt. Anders Ulrich von Singenberg; so viel wir aus den urkundlichen Notizen und aus seinen Gedichten entnehmen können, ist er nicht über den engern Umkreis seiner Heimat hinausgekommen, denn auch König Heinrich, an dessen Hofe er erscheint, saß in Schwaben, wie die Schweiz ein alemannisches Land; selbst, wo er einmal von einer Wanderfahrt redet (BSM II, 3), sind wir nicht gezwungen anzunehmen, daß sie sich in entferntere Gegenden erstreckt habe. In seinen Sprüchen rühmt er sich gerade seiner Seßhaftigkeit (BSM II, 20. 33 Str. 1) und lehnt es ab, mit seiner Kunst in fremden Landen werdekeit zu bejagen. Damit und in der Art, wie er sich über das kümmerliche Wanderleben Walthers (BSM II, 20) lustig macht, scheidet er sich bewußt von der Klasse der fahrenden Sänger oder Spielleute, in deren Mitte Walther lange genug gelebt hatte, von deren Kunst er lernte. Reichtum und Standesbewußtsein trennen ihn

von den Fahrenden; Ulrich ist vornehmer Liebhaber seiner Kunst gleich Botenlauben und Hausen; in solcher Selbständigkeit zeigen ihn auch die Urkunden. Wenn er trotzdem Walthers Bahnen in der Kunst gefolgt ist, so beweist dies nur das große Ansehen, das sich Walther trotz seiner Lebensstellung errungen hatte. Darin aber, daß Ulrich von Singenberg nur Lieder der hohen Minne gedichtet hat und die Sphäre der niederen Minne mit ihrer starken Neigung zum Volkstümlichen und zum Leben der Natur vermeidet, wird man andererseits den vornehmen Stand des Dichters mit der diesem Stande eigentümlichen Exklusivität wiedererkennen, und wiewohl er in anderer Hinsicht an Walthers Seite das Standesvorurteil wieder durchbrochen hat, indem er zu der Dichtungsgattung der Fahrenden, zu dem Spruche griff, wird man doch eine gewisse Rücksichtsnahme seinerseits auf seine Standesgenossen und den höfischen Kreis des Klosters S. Gallen, in dem sich Ulrichs Leben und Kunst bewegten, anzusetzen gezwungen (s. S. 53 f., 59 f.). Dieser engere Gesichtskreis ist es, der ihn in erster Linie von Walther unterscheidet. Gewiß, von Walthers Dichtung sind uns an 500, von Singenberg nur ungefähr 120 Strophen erhalten, aber trotzdem wäre es falsch, vorauszusetzen, daß sich bei einer umfangreicheren Überlieferung Singenbergischer Gedichte das Bild des Dichters wesentlich verändern würde. Dagegen spricht neben der Einförmigkeit seiner Gedanken und Anschauung, neben der mannigfachen Wiederholung gleicher Motive, vor allem seine bis zur Einseitigkeit ausgeprägte Stilmanier,

die sich in allen Gedichten bei ihm vordrängt. Gleich die Stoffwelt des Dichters ist viel beschränkter als die Walthers; nicht nur darin, daß er manche ältere Motive fortgelassen hat, wie die huote, die Merker und Neider, Dinge, die ja Walther in seiner späteren Zeit auch geflissentlich meidet, sondern überhaupt in der Art und Weise, wie die Minne zum Gegenstand seiner Dichtung wird, äußert sich diese Enge. Ganz abgesehen davon, daß Singenberg nie den Umkreis der hohen Minne überschritten hat, (denn auch Lieder, in denen die Anrede an die Dame den Eindruck hervorruft, als ob sie in das Gebiet der niederen Minne hineinragen, erweisen sich doch durch die Form des Dienstverhältnisses, in der Dichter und Frau stehen, als zur hohen Minne gehörig, BSM II, 3 u. 15) — ganz abgesehen davon, ist auch selbst die hohe Minne viel beschränkter dargestellt als bei Walther. Nie hat es der Truchseß gewagt, den Widerspruch, der zwischen der Moral und dem ganzen Minnedienste obwaltet, zu berühren (WLW 182), er vermeidet ganz in der hergebrachten älteren Art des Minnesangs einzelne Züge körperlicher Schönheit bei seiner Dame nachzuweisen oder sich gar in eine ausführliche Schilderung derselben zu ergehen (W 53, 25), erst recht aber liebt er es nicht, die Frau, ihre Schönheit und ihre Eigenschaften in harmonischer Bewegung uns vor die Augen zu stellen (W 74, 28. 46, 10). Vergleichung seiner Dame mit andern Frauen oder mit weltbekannten Schönheiten scheut Singenberg (WLW 190), vom Liebesverkehr mittels der Gedanken berichtet er nichts (WLW 192).

Selten äußert sich die Wirkung der Liebe in körperlichem Ausdruck (W L W 195); nirgends wird die Frage nach dem unerklärlichen Doppelwesen der Minne aufgeworfen, ganz vereinzelt begegnet die Personifikation der Minne oder anderer Dinge, der Walther so eigenartige Reize abzulocken versteht (W L W 197 f.). Die Wirkung der Liebe auf andere wird nie direkt hervorgehoben (W 63, 14. 97, 9), auch die Hoffnung, die Drohung finden nirgends den charakteristischen, vielgestaltigen Ausdruck eines Walthers (W L W 206 ff.). Ähnliche Beschränkung zeigt auch die übrige Stoffwelt Singenbergs gegenüber Walther. Die Begriffe der Ehre, der Zucht und des Anstandes kommen gewiß auch bei Ulrich vor, aber nirgendswo wird ihr Inhalt so scharf bestimmt und umrissen wie etwa in Walthers Liedern (W 85, 34. 47, 36. 46, 32. 43, 9. 87, 1), Singenbergs Definitionen sind allgemeiner, jedenfalls viel blasser (B S M II, 12 u. 13). Vollends geht der Poesie des Truchsessen jene, fast alle Gebiete der mittelalterlichen Moral umfassende, didaktische Spruchdichtung Walthers ab (B W 89 ff.), die Sprüche B S M II, 19 und das Lied B S M II, 30 sind das Einzige, was sich etwa dem von Walther so erfolgreich angebauten Gebiete zur Seite stellen läßt. Man sieht, überall ist statt einer selbständigen Erweiterung der Waltherschen Ideenwelt wieder eine nicht geringe Beschränkung eingetreten. Dasjenige aber, was Walthers Kunst nächst seiner Spruchdichtung am weitesten über die Exklusivität seiner Standesgenossen hinausführte, die Lieder der niederen Minne mit ihrer Anmut, ihrem Liebreiz, ihrer feinsinnigen

Verbindung und Verschmelzung von Naturschilderung und Menschenleben, finden wir bei Singenberg nicht. Wo er es einmal unternimmt, ein Lied mit einer kleinen Naturschilderung zu eröffnen (B S M II, 12), da hält sich diese ganz im Rahmen einer älteren Generation, wie etwa bei Veldeke. Nur ein Gebiet erscheint nicht unglücklich von Singenberger erweitert zu sein, das Gebiet drastischer Wendungen (B S M II, 7. 26. 27. 28. 31. 34), aber hier gleitet er leicht zur Zote oder zur unverhüllten Darstellung nackter Sinnlichkeit hinab (B S M II, 28. 31. 9. 14). Das schöne Ebenmaß, Anmut und Harmonie, die Walther immer wieder als das Wesen seiner Kunst hervorhebt, waren damit aufgegeben.

Nicht weniger eng zeigt sich Singenberg in der Eroberung der sinnlichen Welt für seine Dichtung. Es fehlt seinen Gedichten zwar nicht ganz an Bildern oder bilderähnlichen Vergleichen (B S M II, 3; 5 Str. 3; 8 Str. 2; 11 Str. 2 und 3; 14 Str. 2 und 3; 20; 22 Str. 2; 24 Str. 4; 25 Str. 2 und 3; 26 Str. 7; 28 Str. 4; 30 Str. 2 und 3 und 7; 31 Str. 3 und 5; 32 Str. 1 und 2), aber dem Reichtum Walthers gegenüber bedeuten diese, auch wenn sie einmal selbständig gedacht sind, nichts Neues. Vor allem fehlt diesen Bildern die rechte Anschaulichkeit und Anmut, sie dienen bei Ulrich mehr zu reinen Vergleichszwecken und sind daher eigentlich nirgends plastisch ausgeführt. Wo Walther uns wirklich ein ausgeführtes Gemälde vorstellt (W 8, 4. 37, 24. 43, 1 u. a.), da gibt Singenberg immer nur wieder die Erzählung (B S M II, 3), von dieser Art läßt er selbst dann nicht, wenn er zur Allegorie übergeht (B S M II, 24. 32 Str. 2 cf. W 55, 35. 100, 24).

Fast fremd ist ihm Walthers Art, durch Bilder zu individualisieren, indem durch eine körperliche Bewegung die betreffende Gemütsstimmung bezeichnet wird (B W 104), einmal nur verwendet er das gebräuchlichste Bild dieser Art, die Verneigung zum Zeichen der Dankbarkeit (B S M II, 23 Str. 7. W 116, 21). Damit entgeht ihm aber auch ein wichtiges anderes Darstellungsmittel Walthers, die Charaktere durch einzelne konkrete Züge oder Bilder indirekt anzudeuten (W 74, 32. 76, 16. 95, 8. 65, 13). Selten auch gelangt Singenberg zur Objektivierung seiner Lyrik, so daß er an bestimmte Situationen eine Empfindung anknüpft (B S M II, 3 und 20). Gerne stellt Walther die Natur oder die Dame in der Bewegung vor die Augen seiner Zuhörer, Singenberg vermeidet es: selten zeichnet er eine bestimmte Handlung, eine Situation, geschieht dies ausnahmsweise, so referiert er mehr, anstatt wie Walther darzustellen. Von Gedichten, die eine Handlung beinahe balladenartig wiederspiegeln wie W 74, 20 ist vollends nirgends die Rede. Nur ein gewisser Zug zum Dramatischen macht sich in Singenbergs Rollenliedern (B S M II, 5. 9. 31) und seinem Tageliede bemerkbar (B S M II, 14), aber auch hier begegnet es, daß er an der einmal gewählten Einkleidung nicht festhält, sondern wieder in das Persönliche hinübersteuert (B S M II, 5). Seine Allegorieen sind episch aufgefaßt (B S M II, 24. 32 Str. 2), Walther dringt auch hier wieder zur lebhafteren, dramatischen Gestaltung vor (W 100, 24, auch 55, 35). Walther verleiht den leblosesten Dingen Persönlichkeit (W 17, 25.

34, 14. 46, 30), Singenberg versagt wieder; Walther zieht selbst die mimische Kunst in den Bereich seiner Darstellungsmittel (W 82, 11. 31, 23. 26, 33), Singenberg wohl nur in dem Dialog (B S M II, 28), nicht ohne stark zweideutig zu werden. Auch in der Hereinziehung des Publikums in die Aktion des Gedichtes erweist sich Walthers Kunst als die weit überlegenere (B W 111 f. W L W 174 ff. 260. 263 f. 269. 281), man vergleiche z. B. W 72, 31. 42, 31 mit B S M II, 26. 8. 13. Je mehr Walther in die Welt der Dichtung eindringt, desto höher steigt er in der Kunst der Vergegenständlichung, desto stärker wird sein plastisches Gestaltungsvermögen. Wie prächtig sind auf der Höhe seiner Entwicklung die Vergleiche und Bilder (W 45, 37; 42, 20), wie zierlich und anmutig sind die Dialoge gehalten (43, 9. 85, 34), mit welcher Feinheit sind diese Gespräche bis zu ihrer Pointe durchgeführt, wie anschaulich sind die Personifikationen der Welt und der Minne ausgemalt (W 40, 19; 100, 24), lebendige Einzelzüge den ganzen Gedichten zugegeben (W 42, 25. 47, 10. 49, 18. 50, 22. 73, 21 u. ö.). Die Kunst des Dichters geht aber noch weiter, indem er zu den Liedern der niedern Minne übergeht, „keine Bilder, keine Vergleiche, und doch die höchste Wirkung". Stellt er im Beginn seiner Dichtertätigkeit seine Gefühle mehr als ruhiger Beobachter, gewissermaßen aus der Ferne und reflektierend dar, und lassen auch die schönsten Lieder der hohen Minne die Reflexion nicht ganz vermissen, so wird in den besten Gedichten der niedern Minne alles gegenständlich, das einzelne

Gedicht wächst sich zum Bilde oder zur dramatisch bewegten Erzählung aus, alles ist Darstellung, Anschaulichkeit, Leben vereint mit größter Anmut, und die Empfindung, welcher Art sie auch sei, entspringt zwanglos dem ganzen Gedichte, so daß sich Darstellungsvermögen und poetischer Gehalt aufs trefflichste decken (W 39, 1. 39, 11. 74, 20. 51, 13. 94, 11. 75, 25). Von solcher Kunst ist bei Singenberg kaum mehr wie ein Schatten vorhanden, er ist gewissermaßen, indem er wesentlich auf dem Boden der beobachtenden Schilderung und Reflexion stehen blieb, und nur einzelne, mehr äußerliche Momente der Waltherschen Kunst sich aneignete, nur den halben Weg gegangen. Von der Anmut, Anschaulichkeit, dem plastischen Darstellungsvermögen, der geistigen Feinheit Walthers ist wenig genug in seiner Dichtung vorhanden. Was bedeutet die Allegorie (B S M II, 24) neben der verwandten Walthers (W 100, 24), was ist aus der Anmut, der Bildlichkeit des Vokalspieles (W 75, 25) in Ulrichs Parodie geworden (B S M II, 31), wie matt erscheinen Singenbergs Dialoge neben den gleichen, mit aller geistigen Feinheit und Ironie durchgeführten Stücken Walthers! Aus Ulrichs Liedern allein würde man überhaupt nicht von Walthers großer Kunst sich eine Vorstellung bilden können. Und ähnlich ist es mit der Empfindung der beiden Dichter bestellt. Walther verfügt über alle Stimmen der Gemütsbewegung, er weiß an die Tiefen des Herzens zu rühren, er besitzt eminente Leidenschaftlichkeit, das höchste sittliche wie nationale Pathos, er kennt scherzende Ironie und bittere

Satire, er neigt ebenso heißblütig zu Haß und Feindschaft wie zu Liebe und Freundschaft; seine Empfindlichkeit steigert sich bis zur Niedergeschlagenheit, um bald hell wieder aufzujubeln; Sonne und Schatten fluten in ewig wechselndem Spiele über seine Dichtung hin. Singenberg ist nicht so tief veranlagt; eine leichte, elegische Stimmung, hin und wieder von humoristisch-parodistischen und satirischen Ausfällen durchbrochen, kennzeichnet im wesentlichen seine Poesie. Es fehlt fast ganz bei ihm die sittliche Leidenschaftlichkeit, aber auch die ernste, freundliche Weisheit, die Walther sich in einem sturmbewegten Dasein errungen hatte. Auch der Humor beider Dichter ist nicht unwesentlich von einander unterschieden. Beide arbeiten mit den Mitteln der Überraschung, des Widerrufs, des Kontrastes, sie ironisieren und übertreiben und wenden auch wohl gelegentlich den Spott gegen sich selbst. Während aber Walther ganz Anmut und, worauf es gerade ankommt, äußerst schlagfertig und prägnant im Ausdruck ist (W 72, 31. 62, 6. 94, 11), wird Singenberg wieder weitschweifig (B S M II, 27. 28) und verfällt in Rohheiten und Geschmacklosigkeiten (B S M 28. 31).

Die Parodie B S M II, 20 führt uns in das Jahr 1220, die Totenklage um Walther in das Jahr 1228/29, fast ein ganzes Jahrzehnt lang bekennt sich Ulrich als den Schüler Walthers. Da er nach 1228 gestorben ist und 1209 zum erstenmale, mit seinem Vater noch, in den Urkunden erscheint, so wird er nicht viel früher als etwa 1205—10 gedichtet haben, eine Zeit, die Walther bereits auf der Höhe seines Ruhmes zeigte.

In der Tat weisen denn auch alle die Mittel, die Singenberg seinem Meister entlehnt hatte, wie die Dialoge, Wechsel, Rollenlieder, Parodieen, Allegorieen, Totenklagen, moralische und politische Sprüche, und die verschiedenartigen Motive (das engere Verhältnis zwischen Dichter und Publikum, Klagen über Zucht, Sitte und Verfall der höfischen Freude, Humor) vornehmlich in die Zeit der vollen Entwicklung Walthers, (W T Lieder, Abteilung 3 u. 4), einzelne Stilmittel, wie das der bei Singenberg wie Walther wieder häufiger werdenden Parataxe, der Anwendung kurzgeprägter Sprichwörter und der Wiedergabe längerer Reden, unterstützen diese Wahrnehmung aufs willkommenste. Singenberg ist als der direkte Schüler Walthers, wenn auch der Abstand zwischen Meister und Schüler unendlich groß ist, anzusprechen; ob persönliche Bekanntschaft zwischen beiden vorlag, läßt sich nicht ermitteln.

Mit den Beziehungen zu Walther sind indes die Einwirkungen, denen Singenbergs Lyrik unterliegt, nicht ganz erschöpft. Wir besitzen von ihm zwei Lieder, die zur Tageliedsgattung gehören (B S M II, 9 u. 14), das erste ein Wächterlied, in dem der Dichter selbst die Rolle des Wächters übernimmt, das zweite ein richtiges Tagelied; das erste geschmückt mit Refrain (M F 143, 22), das zweite nach Art der romanischen Alba ausklingend mit dem Worte: tac. Walther hat nur ein einziges Tagelied gedichtet, dessen Echtheit nicht einmal außer allem Zweifel ist (W 88, 9). Schon deswegen ist eine Beeinflussung Singenbergs durch

Walther in dieser Gattung, die übrigens stark mit hergebrachten Phrasen wirtschaftet, unwahrscheinlich. In der Tat hat denn auch Röthe (Anz. f. d. A. 16, 84) eine Reihe von Übereinstimmungen namentlich zu Wolfram von Eschenbach, ferner zu Botenlouben, Morungen, Markgraf von Hohenburg, Rubin und von späteren zum Burggrafen von Lüenz, Winterstetten und andern nachgewiesen, aus denen zur Genüge hervorgeht, wie wenig selbständig gerade Singenberg in dieser Gattung ist. Zwei andere Strophen, die beiden letzten von B S M II, 26, bringen ein scherzhaftes Gespräch zwischen dem lebenslustigen Vater und seinem naseweisen Sohn in Neidhartschem Stile. Bei dem Namen des Sohnes, Rüedelîn, mag man sich gerne des Sohnes Ulrichs, Rudolf, erinnern, mit dem unser Dichter vereint in der Urkunde Wartmann IV Anhang 46 erscheint, eine familiäre Beziehung, die sicherlich die drastische Wirkung des Liedes noch bei weitem erhöhte. Die scherzhaften Dialoge (B S M II, 7 u. 34) scheinen in der äußeren Form wenigstens zum Teil von Johansdorf (M F 93, 12) und Reimar (M F 177, 10) beeinflußt zu sein, obgleich Johansdorf noch die epische Einleitung festhält und Reimars Lied sich zwischen Bote und Frau abspielt und auch nicht die Form der kurzen Wechselreden ganz durchführt. Namentlich B S M II, 34 bringt einige Anklänge an Johansdorf; (Str. 2): wer hât iuch betwungen ûf die selben nôt (M F 93, 29 wer hât iuch, vil lieber man, betwungen ûf die nôt); der lieben güete, ir schoene und uoch ir munt sô rôt (M F 93, 30 daz hât iuwer schoene, die ir hânt vil

minneclîches wîp. cf. W 110, 19). (Str. 3) ez vert lîhte. êst hiure verrer danne vert (MF 89, 32 ez ist hiure an genâde unmaeher danne vert. W 102, 32)[1]. Die Anklänge an Reimar, Morungen und einige andere hat Kuttner (Z. f. d. Ph. 14, 466 ff.) zusammengestellt, wenn dabei auch viel Nichtssagendes unterlaufen ist und ihm andere Punkte, für die Walthers Vorbild näher liegt, entgangen sind. Übersehen ist B S M II, 11 Str. 4 zu Reimar MF 183, 27. Der Einfluß Reimars erweist sich neben dem Walthers besonders stark, doch teilt Singenberg die Übereinstimmungen im Stil mit Reimar, so weit sie Kuttner geltend macht, mit allen Minnesängern seiner Zeit: Reimar hatte eben diese Seite der lyrischen Kunst gewissermaßen zum Abschluß gebracht. Das Fehlen der Beziehung zu Natur und Jahreszeit hat aber bei Singenberg eine wesentlich andere Voraussetzung wie die gleiche Erscheinung bei Reimar.

Der Stil Ulrichs von Singenberg basiert im wesentlichen auf den Grundlagen, wie sie Hausen und Reimar für den Minnesang ausgebildet haben. Mit Hausen beginnt in der Syntax des Minnesanges eine feinere Ausbildung der Satzformen: an die Stelle der bis dahin überwiegend herrschenden Parataxe tritt die Hypotaxe mit ihren zahlreichen Verknüpfungsmitteln auf; namentlich erfährt die hypothetische Satzform eine subtilere Ausfeilung. Reimar bringt diese Bewegung zur Vollendung und damit zum Abschluß. Alle gleichzeitigen

[1]) Vielleicht liegt ein gemeinsames Vorbild (romanisch?) zu Grunde.

und folgenden Minnesänger benutzen aufs umfangreichste die einmal geschaffenen Ausdrucksmittel. (B R 61. 101. 124. B W 29). Erst mit Walther tritt wieder eine Rückkehr zur einfacheren Satzfügung ein (B R 61. B W 43. bes. d. Lieder der niederen Minne W L W 276), Parataxe wird wieder gebräuchlicher. Auch Singenberg hat sich dieser einfacheren Art der Satzverbindung wieder ziemlich oft zugewandt, wodurch die Diktion seiner Gedichte zum Unterschiede etwa von Reimar etwas Klares, Frisches und Übersichtliches erhalten (vergl. B S M II, 4 Str. 3. 27 Str. 1. 30 Str. 4, wo die ganzen Strophen parataktisch gehalten sind). Eigentliche Temporalsätze treffen wir bei Singenberg wie überhaupt seit Hausen selten, kausale Verknüpfung liebt dagegen Singenberg wieder. Die Neigung dazu macht sich schon in den meisten Parataxen bei ihm bemerkbar, überwiegend vertreten sie ein kausales Verhältnis. sît und wan sind die bevorzugten Konjunktionen. Mit Rudolf von Fenis und Heinrich von Veldeke (B R 56—57) teilt er die Vorliebe, den ursächlichen Zusammenhang besonders hervorzuheben (mit dem daz, dâ von daz, umbe daz daz, ez ist reht daz). Zweifellos hängt mit dieser Neigung der häufige Gebrauch demonstrativer Ausdrücke zusammen: des, dar umbe, dur daz, dâ vür, dar zuo, von Beteurungswörtern: dês wâr, jô, joch, und endlich von formelhaften Ausdrücken: noete, dur nôt, von schulden, rehte. Auch der konsekutiven Satzform hat Singenberg wieder größeren Raum in seinen Gedichten gestattet, als es bei Reimar der Fall ist. Die eigent-

liche Form der Satzverknüpfung im Minnesang ist der Konditionalsatz. Die bis ins Einzelnste gehende Ausfeilung des konditionalen Satzgefüges ist das Verdienst Hausens und Reimars. Die von ihnen ausgeprägten Formen und Schemata der Bedingungssätze finden sich in der Folgezeit bei fast allen Dichtern, so auch bei Singenberg; die Beispiele sind häufig. Doch neigt Singenberg dazu, die strenge Geschlossenheit der Form bei Reimar durch weitere Ausbildung und Hinzufügung neuer Satzteile oder Sätze zu sprengen und ihr so eine größere Beweglichkeit zu verleihen (B S M II, 26 Str. 1) oder sie überhaupt in selbständige Teile aufzulösen, so daß das konditionale Verhältnis nur dem Sinne nach bestehen bleibt (B S M II, 11 Str. 1). Klarheit und Übersichtlichkeit treten so an die Stelle der nicht immer leicht zu verstehenden Reimarischen Verklausulierungen. Das Dilemma, die Bedingung einer Behauptung durch einen einschränkenden Satz sind Singenberg geläufige konditionale Formen. Ab und zu gestattet sich der Dichter sogar umfangreichere Perioden (B S M II, 30 Str. 3 und 4. 14 Str. 4. 11 Str. 3. 17 Str. 3. 18 Str. 1. 14 Str. 1. 4 Str. 1. 5 Str. 1. 3).

Von dem mit Reimar und Hartmann aufkommendem Stilprinzip, zwei zusammengehörige Satzglieder durch Einschiebung anderer Satzteile zu trennen, macht Singenberg den ausgiebigsten Gebrauch (B S M II, 14 Str. 2 sô vürhte ich daz dîn minne mich . . . verderbe, die niht mâze hât; 24 Str. 1 der ich diene und al dâher gedienet hân, sît ich . . . kunde, diust so liep;

20 mîn meister klaget sô sêre von der Vogelweide u. s. f.) Besonders beliebt ist bei Singenberg die Loslösung des Nachsatzes vom Vordersatze, meist durch Einschiebung eines Nebensatzes, der dem Sinne nach abhängig vom Nachsatze ist, statt der Folge a b c tritt a c b ein, eine Art, die auch bei Walther sehr beliebt ist (W 56, 9. 74, 4. 185, 13. 59, 26 u. ö.). Die trennenden Sätze sind meist Konditionalsätze (B S M II, 30 Str. 3 der sî gewis, enliegent unser meister niht, derst beide hie und dort verirt; 1 Str. 3; 5 Str. 3: swer schiere gît dar nâch sô man sîn gert, als ich die wîsen hoere jehen, diu gâbe ist maneger gâbe wert und viele andere Beispiele). In der häufigen Verwendung der Parataxe, der Auflösung der strengschematischen konditionalen Satzgebilde, in der Loslösung des Nachsatzes vom Vordersatze erkennen wir den Fortschritt, den die Ausbildung des Stiles über Reimar hinaus gemacht hat. Für diesen freieren Gebrauch war an erster Stelle Walther maßgebend; er vermeidet in seinen besten Gedichten sichtlich die Schwerflüssigkeit und Unklarheit Reimarischer Periodenbildung, indem er die Satzverknüpfung lockerer, die Gedankenentwickelung übersichtlicher gestaltete. Unter seiner Einwirkung sehen wir denn auch seinen Schüler, Ulrich von Singenberg, stehen.

Der syntaktischen Form steht die poetische Technik zur Seite. Anreden, aus denen sich unter Walthers Einfluß die innigen Beziehungen des Dichters zum Publikum entwickeln, sind bei Singenberg zahlreich, während Reimar sie und erst recht die Apostrophe

geradezu scheut; diese letztere (Wechsel der Person in der Anrede si : dû : ir innerhalb eines Liedes) ist bei Walther (W 13, 33. 62, 6. 63, 8. 69, 1. 74, 20) und bei Singenberg (B S M II, 3. 19. 23. 26. 30.) nicht ungewöhnlich. Das Gedicht erhält durch sie, wie durch die mannigfachen Versicherungen und Beteuerungen, die den Minnesängern allgemein sind, einen lebhafteren Charakter. Feinerer Art ist das Geständnis, das der Dichter sich gleichsam abringen muß (B S M II, 14 Str. 3 [sus stêt gên dir mîn wille] des muoz ich jehen) oder eine vorsichtig seine Worte einschränkende Redensart (als ich erkenne, als ich mich versinne, das beliebte in weiz) conf. W W Einleitung 66. Rhetorische Fragen sind beim Singenberger zahlreich, wie Reimar und Walther verwendet er die Revokatio, einmal als Refrain (B S M II, 4. M F 113, 1), die Aposiopese (14 Str. 3 dar nâch mit rehter güete — in weiz waz mêre), die Parenthese (14 Str. 2 sô sprach daz wünneclîche wîp, 27 Str. 3 dêst mîn rât, 31 Str. 4 der sint zwô, antizipierend 23 Str. 4 des mich diuhte wolgevarn, 18 Str. 1 des ich mich noch vil wol verwaene an mînem muote; eine sehr umfangreiche Parenthese ist B S M II, 1 Str. 3). Von der Einschaltung ganz kurzer Worte (B S M II, 3; 30 Str. 7; 32 Str. 4) geht Singenberg wie sein Meister zur Anführung ganzer Reden über (B S M II, 1 Str. 4; 30 Str. 5; 31 Str. 2). Auf das Urteil erfahrener Leute beruft sich der Dichter, eine besonders bei Walther beliebte Wendung, um dadurch den Schein der Objektivität zu erregen. Zunächst wird es bei den Liebesangelegen-

heiten verwendet (B S M II, 29 daz wîzet nieman wîser mir, 15 Str. 2 ir ist daz ofte vorgesaget), dann gerne bei allgemein anerkannten Werturteilen. Walther gebraucht es so namentlich (W 31, 1. 59, 20. 29, 28 u. ö.) und mit ihm Singenberg (B S M II, 30 Str. 3 enliegent unser meister niht; Str. 7. jâ ist daz maere; 5 Str. 3 als ich die wîsen hoere jehen; 18 Str. 3 der übersiht der wîsen rât). Im Gebrauche des einfachen und antithetischen Parallelismus stellt sich Singenberg ganz auf die Seite Reimars und vor allem Walthers, die Beispiele sind äußerst zahlreich und an Hand der Angaben Burdachs (B R 84 ff. 94 f. 116. W W Einl. 71 ff.) und Wilmanns (W W Einl. 71 ff. 77 ff.) leicht zu verfolgen, wie Walther bevorzugt Singenberg den antithetischen Ausdruck; auch durch den Parallelismus verbundene Sätze sind etwas durchaus Gewöhnliches. Der besondere Fall Walthers, daß ein positiver Ausdruck mit seinem negierten Gegenteil verbunden wird (W W Einl. 82), begegnet auch bei Ulrich von Singenberg (B S M II, 13 Str. 5 sô daz wir die tage verswenden âne vreuden und doch mit sorgen niht verenden; 28 Str. 1 daz ich schouwe langen kumber und ân alle vroide var). Selbstverständlich begegnet auch oft die Antithese ohne Parallelismus, ist sie doch eins der beliebtesten Stilmittel des Minnesangs; doch zeigt Singenberg hier einige Beschränkung: Die Klage über merkaere, huote, nît, die der hervorragendste Zug der älteren Liebesdichtung sind (Lehfeld P B B II, 383 ff.), kennt Singenberg nicht mehr, mithin auch nicht die sich daraus ergebenden Antithesen. Auch Walther meidet diese in

seiner späteren Zeit (W L W 171. 337 Anm. 36 ff.), selten begegnet auch die Gegenüberstellung der eigenen unglücklichen Liebe mit der glücklichen anderer Leute (B S M II, 3. 9 Str. 3). Aus der Antithese entwickelt sich das Oxymoron (W W Einl. 83): leiden trôst. sît si mir tet mit guote wê. waz ob mir ungüete baz ze guote kumt? Eine besonders kunstvolle Antithese liegt vor B S M II, 18 Str. 1. I. Was kümmert mich die Freude der Welt? ich habe mit mir allein genug zu tun. II. Trotzdem ich Leid habe, würde ich mich freuen, wenn das so und so wäre. Beide Antithesen kunstvoll ineinander geschlungen.

Zum ureigensten Stilmittel wächst sich aber bei Singenberg das Spiel mit gleichen Wörtern oder Wortstämmen aus. Nicht nur gleiche Substantiva, Adjektiva und Adverbia treten nebeneinander, sondern der zu Grunde liegende Wortstamm wird in allen nur möglichen Ableitungs- und Flexionsarten angebracht. Nicht, daß auch Ulrich nicht verstände, dies Stilmoment zu besonderem Nachdruck zu verwenden, sei es, um das einem Subjekte Eigenartige oder Widersprechende zu betonen, sei es einen Begriff seiner quantitativen, wie qualitativen Seite nach zu erläutern, oder die Geschlossenheit der Komposition hervorzuheben, indem die Wiederholung des gleichen Wortes aus einem Satz in den andern, aus einer Strophe in die andere übergleitet (bei Singenberg besonders beliebt), oder schließlich gleiche Stellen des Strophengebäudes gleichsam als Grundpfeiler zu schmücken, aber allzu oft läßt sich doch ein bestimmter, künstlerischer Zweck

dabei vermissen, die Anwendung der Wiederholung wird hier Spielerei und somit Manier. Man kann ruhig behaupten, daß kaum eine einzige Strophe des Truchsessen dieses Stilmittels völlig entbehrt. Wie weise macht dagegen Walther von der Wiederholung Gebrauch (W W Einl. 83 ff. W L W 262. 275). Bei Singenberg wird alles davon überwuchert, nicht nur der Satzbau, auch die Formen der poetischen Technik, seine Bilder und seine Reime [1]). Die Manier ist übertrieben und artet nicht selten in inhaltslose Spielerei aus (B S M II, 5 Str. 4. 23 Str. 7. 26 Str. 2. 25 Str. 3. 30 Str. 4 u. ö.). Daher findet sich so häufig bei ihm der grammatische Reim, mit Vorliebe in der Anfangs- oder Schlußstrophe des Gedichtes; dabei findet sich dann oft das gleiche Reimwort in der Anfangsstrophe, wenn der grammatische Reim in der Schlußstrophe steht, und umgekehrt. Nicht immer ist der grammatische Reim ganz durchgeführt, sondern ein Wort von einem gleichklingenden Wortstamme zu Hülfe genommen. Es folgen die Beispiele (B S M II, 8 1 Str. wer : wert (wirde); 11 Str. 4 dazu Str. 1 und 5; 22 Str. 3; 23 Str. 3; 26 Str. 5 dazu Str. 1; 14 Str. 2), auf dieser Spielerei beruht auch der übergehende rührende Reim in B S M II, 13. In dieser stilistischen Eigenheit wird man auch den Grund für den Mangel an Bildern, Vergleichen und Personifikationen zu suchen haben. Die Wiederholung des gleichen Wortes

---

[1]) Darin zeigt sich Singenberg mit Gottfried von Straßburg nahe verwandt.

oder Wortstammes kann die Bedeutung oder den Inhalt eines Wortes oder Begriffes von zwei oder mehreren Seiten, aber immer nur von der einen Grundlage des einen Wortstammes, mithin eines Vorstellungskreises geben. Aus demselben Grunde aber eignet sie sich nicht für ausgeführte Vergleiche und Bilder (die Personifikation ist auch eine Art Vergleich), die ihrer Natur nach sich aus zwei oder mehreren Vorstelluugskreisen ergeben, wodurch sie eben Bild und Vergleich werden. Ebenfalls hängt damit Singenbergs Mangel an Naturempfindung zusammen, denn diese verlangt eine Art Vergleichung im Innern des Menschen, eine Auseinandersetzung der eigenen Empfindungen mit den Stimmungen, die das Bild der Natur in der menschlichen Seele erzeugt, sie basiert somit auch auf zwei Vorstellungskreisen. Dieser Mangel bei Singenberg hat also wesentlich eine andere Quelle, als bei Reimar; was bei diesem die Folge seiner eigensten, inneren Veranlagung ist (MF 169, 9. 188, 31), das ist bei Ulrich der Ausfluß seiner Manier, einer äußerlichen Stilmethode (Kuttner Z. f. d. Ph. 14, 475 ff). Auf die sonstigen Eigenheiten des Singenbergischen Stiles, hinsichtlich einiger Motive, seiner Abhängigkeit von Walther, ist bereits aufmerksam gemacht (s. S. 55 ff. 64 ff. 106 ff).

Erweist sich des Truchsessen Dichtung auch nicht als sehr farbenreich und abwechselnd, so ist sie doch dank der mannigfachen Motive, Gedanken und leichtflüssigeren Stilmittel, die er seinem Vorbilde Walther ablauschte, frischer und lebendiger, weniger grüblerisch als die Lyrik Reimars. Freilich geht sie nirgendswo

in die Tiefe, sondern zeigt sich wesentlich als leichte, gefällige Gesellschaftspoesie, ohne jedoch auch hier den Umkreis der Anschauungen völlig zu beschreiben. Immerhin dürfen wir ihn als begabten Schüler und Nachahmer Walthers in Anspruch nehmen, dessen Größe er, wie Wackernagel-Rieger (Einl. 24) treffend bemerken, als Folie wirksam hervorhebt.

Lebenslauf.

Franz Wilhelm Stahl, geb. 26. Dezember 1877 zu Münster i. W. als Sohn des Geheimen Regierungsrates und Universitätsprofessors Dr. Stahl und seiner Frau, geb. Buecheler, evangelisch, absolvierte das Königliche Paulinische Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte Germanistik, Geschichte und klassische Sprachen in Münster (1896—97) und Bonn (1897—1901), bestand in Bonn sein Staatsexamen (Februar 1901) und war Seminarkandidat am Lessing-Gymnasium zu Berlin (1901—02). Sein Probejahr leistete er an verschiedenen Anstalten Charlottenburgs und der Provinz Brandenburg ab, sein Militärjahr in seiner Vaterstadt. Seit Ostern 1904 bis Michaelis 1905 war er mit Privatstudien in Münster und Bonn beschäftigt, seitdem als wissenschaftlicher Hilfslehrer am Lessing-Gymnasium (bis Michaelis 1906) und am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin tätig.

Allen seinen Lehrern spricht er für die mannigfachen Bemühungen seinethalben herzlichen Dank aus; am meisten aber glaubt er zu schulden Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Wilmanns in Bonn und Herrn Professor Dr. Golther in Rostock.